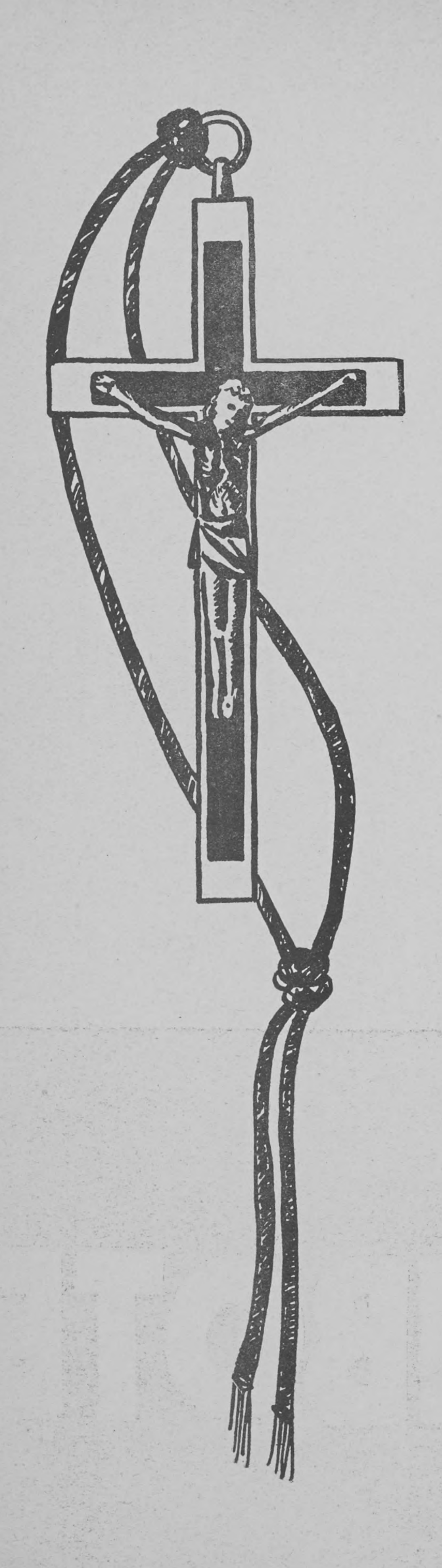
September 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Im Monat September begehen wir die Feste Mariä Geburt und des Namens Mariä. Eine der hauptsächlichsten und liebsten Arbeiten eines jeden Oblatenmissionars besteht darin, den Namen Mariens überall bekannt zu machen, und den Geist Mariens in allen Herzen geboren werden zu lassen.

Ueberall in der Welt predigen heute die Oblatenmissionare. Vor kurzer Zeit erst wurden wieder einmal neue Missionare erwählt, die nun ihr Heimatland, Ostkanada, verlassen werden, um in unserem neuen Missionsgebiet, in Chile, Südamerika, die Namen Jesus und Maria zu predigen.

Der Missionsverein begleitet die neuen Missionare mit seinem ganzen Segen. Opfer ist der allerbeste Segen, den man schenken kann. Und mit Opfer meinen wir beiweitem nicht Geldopfer. Diese sind notwendig. Man kann halt ohne sie in dieser Welt nicht einmal Kirchen oder Missionen Gottes bauen. Weit, unaussprechbar wichtiger als Geldopfer sind die Opfer des Geistes: Gebet, Buße, ertragene Krankheit, Geduld in Armut und Not.

Wie schön wäre es doch, wenn auch unser Missionsverein den Missionaren da irgendwo bei den Negern oder Eskimos schreiben konnte: Wir haben hier einen großen Dulder, einen Schwerkranken, der alle seine Leiden und Kreuze tagtäglich für Sie und Ihre Mission aufopfert!

Wie viel Gutes können die Kranken und die Alten doch noch tun! Jedes christlich-fromme Krankenbett ist wie das Kreuz Jesu Christi — an dem für andere, in ganz selbstloser Liebe gelitten wird. Wie Gott für christlich getragene Leiden segnet, können wir nicht beschreiben. Gott alein kennt das Maß Seines Segnens. Im Jahre 1936 wendete sich Papst Pius XI. an alle Kranken. Er forderte sie auf, für das Missionswerk zu opfern, für die katholische Mission Tag und Nacht zu leiden.

Unzählbar ist die Schar der stillen Leider und Beter, die dem Rufe des Papstes folgten. Viele aus ihren Reihen sind bereits in die Ewigkeit gewandert. Viele leben noch und dulden und opfern nun bereits seit dreizehn Jahren für die katholische Mission. Und ihr Werk hat große Früchte gezeitigt!

Heute ist die katholische Mission wieder einmal in Not. Der Krieg hat ihr schwere Wunden zugefügt. Wer möchte helfen?

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang September 1949, North Battleford, Sask. No. 12

Dies und Das

Der Marienbote und seine Tochter „Our Family".

Im Oktober beginnt der Marienbote seinen achtzehnten Jahrgang. Das ist noch kein hohes Alter. Ganz schüchtern steht er neben den alten, kampfesharten Blättern, die im katholischen Dienst und in unserer Sprache in den Vereinigten Staaten herausgegeben werden. „Wanderer", „St. Josephsblatt", „Ohio Waisenfreund", „Familienblatt", um nur die wichtigsten zu nennen, haben eine ganz andere Geschichte hinter als der Marienbote. Mit diesen Pionieren können wir uns nicht vergleichen. Wir versuchen es auch garnicht. Es ist dem Marienboten halt bestimmt, still und einfach seinen bescheidenen Weg zu wandern — und zu gleicher Zeit seinen Weg zu halten.

Und das er getan. Er hat seinen ganz eigenen Geist. Er steht mit beiden Füßen und vollständig bedingungslos auf den Grundsätzen jenes Landes, wo Gerechtigkeit, Liebe, Friede, Brüderlichkeit ganz anders aussehen als hier auf Erden. Bote Mariens will er sein, und das wird er bleiben.

Heute ist der Marienbote das einzige katholische Blatt deutscher Sprache Canadas.

Das letzte Jahr war dem Marienbote ein ganz besonders freudiges Jahr. Nach langem Warten und schweren Geburtswehen brachte er seine schöne Tochter „Our Family" zur Welt.

Seit 1932, dem Begründungsjahr des Marienboten, erschien unserer Blatt zweisprachig. Seine ersten Seiten erzählten deutsch, seine letzten Seiten in englischer Sprache. Allen Lesern der Familie, den deutschsprechenden Alten und den englischsprechenden Jungen, wollte er Belehrung, Besinnung und Unterhaltung bringen.

Seit 1942 plante die Schriftleitung mit einer Trennung des Blattes. Der Marienbote sollte sich in eine ganz deutsche und eine ganz englische Ausgabe spalten. Der Krieg störte unsere Pläne. Im Sommer des Jahres 1945 fanden unter Leitung des damaligen Provinzialoberen und jetzigen Generalassistenten Joh. Boekenfoehr, O.M.J., wichtige Besprechungen zwecks Trennung des englischen Teiles des Marienboten vom deutschen Teile statt. Leider wollte es auch damals noch nicht gelingen, unsere Pläne durchzuführen.

Im Juli 1948 kam endlich die entscheidende Stunde. Die Marienpresse wurde von Regina nach Battleford verlegt, die Vorbereitungsarbeiten einer neuen, ganz englischen Monatsschrift in die Hände der Patres J. Peters, O.M.J., K. Klein, O.M.J. und A. Riffel, O.M.J., gelegt. Der neugeweihte Pater J. J. Kuffner, O.M.J., begab sich nach Milwaukee, U.S.A., um sich an der dortigen Universität auf seine zukünftige Arbeit als Schriftleiter des neuen Blattes vorzubereiten.

Der Herbst 1948 hier in Saskatchewan sah den großen Kreuzzug für den Familienrosenkranz. Die großen Erlebnisse dieser Tage stehen uns Saskatchewaner Katholiken immer noch in lebendigster Erinnerung. Sinn dieses Kreuzzuges war, die katholische Familie wieder voll und ganz mit Gott und Maria zu verbinden.

Die Marienpresse griff sofort nach dieser großen Idee. Sie schlug den Bischöfen unserer Provinz vor, mit Hilfe unseres neuen katholischen Monatsblattes den Kreuzzug für Familie und Rosenkranz ununterbrochen weiterzuführen.

Alle Bischöfe der Provinz gaben ihren Segen, und das neue Blatt hatte sein festes Programm. Es stellte sich sofort in den Dienst des großen Rosenkranzkreuzzuges, in den Dienst der christlichen Erneuerung der Familie durch Gebet und Nachfolge der Tugenden Mariens. Im Januar 1949 erschien die erste Nummer des Blattes. Groß trug sie auf ihrem Umschlagblatt den Namen „Our Family“ — Unsere Familie —, und das Schlußblatt war, und ist heute noch, umrahmt von einem Rosenkranz.

Der Marienbote schrumpfte dadurch bedeutlich zusammen. Die 28 englischen Seiten, die er während der letzten Jahre seinen englischlesenden Freunden zutrug, gab er seiner Tochter „Our Family“ ab. Sehr gerne hätte er seine 48 Seiten behalten und seinen lieben Lesern in deutscher Sprache erzählt, was er zu erzählen hat. Die Verhältnisse ließen es jedoch nicht zu.

Jede Mutter gibt von ihrem eigenen Fleisch und Blut, wenn sie gebiert. Auch der Marienbote gab von seinem Eigenen, als er „Our Family“ zur Welt brachte. Bis auf 32 Seiten schrumpfte unser Blatt zusammen. Das abgetrennte Material mußte dem neuen Blatt „Our Family“ als Existenzbeginn gegeben weden.

Dieses Opfer war und ist immer noch groß. Die Leser haben heute genau so viel zu zahlen wie vor einem Jahre, erhalten aber weniger. Wir fürchteten mit Recht großen Leserverlust. Gott lenkt jedoch immer anders als die Menschen denken. Unsere Leser blieben uns treu. Ja, wir bekamen sogar neue Leser hinzu. Und „Our Family“ begann sich zur selben Zeit auch ganz nett zu entwickeln.

Wieviel Arbeit, wieviel Sorgen, Mühen, schlaflose Nächte und schwere Handarbeit es gekostet hat, des Marienboten Tochter „Our Family“ zur Welt zu bringen, weiß wohl nur der Marienbotenschriftleiter. Jahrenlang mußte der Marienbote die Sorge der Marienpresse tragen, und diese Sorge war ein schweres Kreuz. Es hat dieses Kreuz jedoch schöne Früchte getragen. Als „Our Family“ zur Welt kam, fand es alle technischen Vorrichtungen vor, die zu seiner Veröffentlichung notwendig sind. Die gute alte Mutter „Marienbote“ hatte wohl vorgesorgt. Es war wohl nicht das Allermodernste, was der Marienbote „Our Family“ anzubieten hatte, es waren aber doch Dinge, ohne die „Our Family“ es viel schwerer gefunden hätte, sich in die Welt zu schlagen.

Heute ist der Marienbote stolz. „Our Family“ verbreitet sich immer weiter, und die Leser des neuen Blattes greifen mit Freuden nach dieser neuen katholischen Monatsschrift Canadas.

Möge „Our Family“ wachsen und gedeihen. Möge es nicht nur an Leserzahl, sondern auch an Qualität des Geistes den lieben Marienboten übertreffen — Gott zur Ehre, unseren Familien zum Segen, uns allen zur Freude.

Bauernnot. Zwei Drittel der Menschheit gehören dem Bauernstande an. Und doch ist der Bauer im großen Weltringen kaum vertreten. Seit einem Jahrhundert wandert nun schon der Menschen vom Lande in die Stadt. Seit einem Jahrhundert kreisen die Weltprobleme um immer höhere Entwicklung der industriellen Wirtschaft und um den Kampf des Arbeiters, am Gewinne dieser Wirtschaft teilzunehmen. Wirtschaft und Arbeitertum ringen um das Recht, alles in der Welt nach ihren Grundsätzen und Wünschen einzurichten. Und aus diesem Ringen erwachsen die großen Systeme, die sich heute als Osten und als Westen drohend gegenüber stehen. Im Osten die proletarisch-sozialistische (kommunistische) Weltordnung, im Westen der bürgerliche Liberalismus.

Der Bauer macht nicht mit. Parteien, Zeitungen, Ideen, Pläne — alles kommt ihm aus der Stadt zugeflogen. Man hascht nach seiner Stimme, man sucht ihn für diese oder jene Seite zu gewinnen, man macht ihm Versprechen — keiner jedoch frägt: Habt ihr Bauern nicht eure eigenen Probleme? Sind die Pläne der Industrie und der Arbeiterschaft, sind Ost und West, wie sie sich heute gegenüberstehen, dem Bauern wirklich Zukunft?

Der Osten bringt dem Bauern die Kollektivwirtschaft. Der Westen hat den Kleinbauern oft genug im Stich gelassen. Der Großbauer, der Großfar-

mer und Gutsbesitzer ist ja nicht mehr ganz Bauer. Ja, Wirtschaftler meinen, es sei sehr fraglich, ob die Großfarmen und Landbesitztümer die Ernährung der gesamten Menschheit sichern könne. Die ganze Wirtschaftsform unserer heutigen Welt sei von den unzählbaren kleinen Bauernwirtschaften abhängig.

Der Bauer ist der Welt notwendig, und doch wird die Welt vom Nichtbauer geleitet und verleitet. Der Bauer selbst findet sich nicht mehr ganz im Leben zurecht. Seine wirtschaftliche Existenz steht auf schwankenden Füßen, seine Lebensform — Tradition, Religion, Arbeitssystem — wird durch Radio, Zeitung, Reklame und Verindustrierung immer kleiner geschlagen, und Lebensraum hat er besonders dort, wo Politik und Wirtschaft gebaut werden, fast überhaupt garnicht.

Was ist er nun, ist er Bauer oder ist er Städter? Ist er freier Mann auf freiem Lande oder ist er Proletarier?

Der Bauer hat nicht nur Recht zu seinem Dasein, sein Bauertum ist der Welt — der Industriewirtschaft — notwendig. Daher muß es zu einer Volkswirtschaftslehre kommen, die den Bauern miteinrechnet. Die nicht nur — wie der heutige Osten und der heutige Westen — entweder die Sprache der Marxisten oder die der liberal-kapitalistischen Welt ordnung redet, sondern des Bauern Not und Notwendigkeit in die Grundsätze ihrer Lehren und Kämpfe legt.

Bauernführer brauchen wir. Männer, die nicht nur den Pflug führen, sondern auch mit Herz und Seele das alt-christliche Bauerntum leben und dazu noch Welt und Wirtschaft kennen, besser als man sie in unseren Parlamenthäusern zu kennen meint.

Die große, gegen das Bauerntum begangene Sünde des laufenden Jahrhunderts ist kaum zu beschreiben. Die Welt ist keine Großstadt, und doch sucht selbst der Bauer sie zu einer solchen zu machen. Was den Alten hoch und teuer war, gibt er auf, sogar seine Selbstständigkeit. Der Staat soll die Löcher flicken, die durch Mißernten, durch Hagel, Krieg und Wirtschaftskrisen entstehen. Der Staat, der Städter, der unbäurische Marxist oder liberalistische Kapitalist, soll Pläne machen, und nach diesen Plänen dem Bauern in der Not zahlen.

Inzwischen läuft die Welt ihren wahnsinnigen Weg, inzwischen türmt sich der Haß zwischen Kapital und Arbeit bis zum Kriegesdrohen mit Atombomben — und der Bauer wird immer mehr zum Sklaven jenes System, das diesen Kampf eines Tages so oder so gewinnen wird. Und wir wissen, daß das Kriegsgewinnen heute nicht mehr zählt. Nur jener kann Sieger bleiben, der den Frieden gewinnt.

Von wem erwartet nun der Bauer den Sieg? Vom Marxisten oder vom Großkapitalisten? Und wie malt er sich die Tage der Zukunft, die ihm der siegende Marxist oder der siegende Kapitalist geben wird?

Die Zukunft des Bauern liegt in einer vollständigen Umschwenkung der Weltwirtschaft. In einem System, das ihm freien Boden und freies, segentragendes Bauertum auf dem Lande und an den Tischen der Weltwirtschaft bietet. Dieses System muß sich der Bauer jedoch selbst erziehlen. Wo keine Bauern sind, da wird es auch keine durchschlagende Bauernvertretung geben. Wo der Bauer nichts mehr ist, weder vollständig Landsmann noch Städter, wo er Glauben, Sitten, Tradition des Landlebens aufgibt, um „so zu werden, wie Radio und Zeitung es lehren“, da wird er Spielball des tragischen Weltkampfes des Städters bleiben müssen. Er wird die Kämpfer ernähren — und sich selbst zur selben Zeit kaum zu ernähren wissen.

Die Zukunft des Bauern liegt im Bauerntum!

Der Schriftleiter.

Erntedankgebet.

Herrgott! Du Schöpfer aller Dinge
und Spender aller Gaben!
Du schenktest Ernte unserm Schaffen!
Du ließest hundert Samen sprießen
und helle Blumen leuchten.
Du ließest lichte Blüten reifen
zu tausendfält'ger Frucht.

Nun steigt von weiten Erntefeldern
ein frohes, frommes Danken
an deinen Thron.
Gelobt sei der, der alles gab:
Gott Vater, Heilig Geist und Sohn!

Em. Burghardt.

Auf der Ehrentafel



von P. J. F. Thiel, O.M.J.

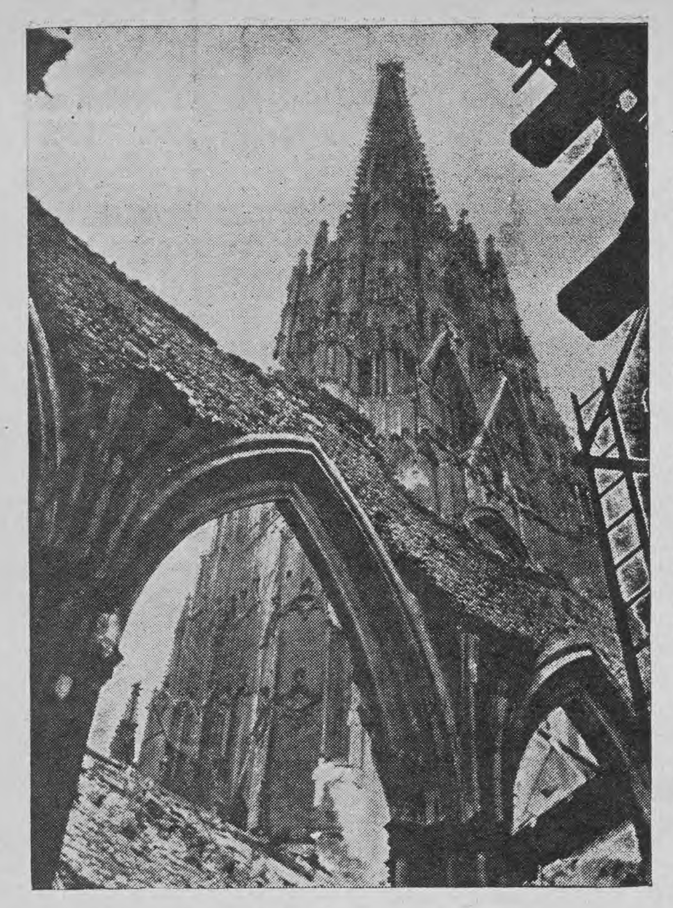
Kommt man heutzutage in ein größeres, öffentliches Gebäude, so trifft man meistens in der Vorhalle eine mit Lorbeeren umrahmte Marmortafel. Darauf stehen mit goldenen Lettern die Namen derer, die hier ihren Dienst getan haben und dann im Krieg auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Ihr Andenken soll der Nachwelt überliefert werden. Im übertragenen Sinne hat auch unsere Genossenschaft eine Ehrentafel. Wir sehen darauf eingetragen die Namen der Diözesen, die uns die zahlreichsten Berufe gestellt haben. Vor einigen Wochen ist das neue **Personnel** der Oblaten erschienen. Darin finden wir jeden Pater, Scholastiker und Bruder aufgezeichnet mit dem Datum seiner Geburt, seiner Gelübde und Priesterweihe. Damit nicht genug. Man fügt auch die Diözese bei, woher ein jeder stammt.

Früher hatte jedes Bistum nach der Aufzählung der Pfarrer und Vikare noch eine Liste der Ordensgeistlichen, sodaß man auf den ersten Blick wußte, wieviel Benediktiner, Franziskaner, Väter vom Hl. Geist aus der Diözese hervorgegangen sind. Es wurde auch kurz das Arbeitsfeld derselben angegeben. Heute sieht man nur noch selten diese Statistik. Die Heimat leidet an Priestermangel. Man möchte jeden Beruf für die Pfarrseelsorge festhalten. Der liebe Gott fährt jedoch fort, seine Kandidaten auszuwählen nach seinem ewigen Ratschluß. Er führt sie seine Wege. Nicht jeder Priester ist tauglich, in den Missionen zu wirken, aber auch umgekehrt mag nicht jeder Missionar in der Pfarrseelsorge verwendbar sein. In den großen Zügen ist zwar heute die Ausbildung aller Priester die gleiche, doch hat jede Gruppe für sich noch einige Spezialfächer.

Wie ist es nun bei den Oblaten? Welche Diözesen stellen ihnen die meisten Berufe? Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir dem Leser sagen, daß die Heimat unseres ehrw. Stifters, die sonnige Provence, längst aufgehört hat eine Pflanzstätte für Priester- und Ordensberufe zu sein. Das Land dort ist sehr materialisiert, um nicht zu sagen verheidnischt. Aus dem Bistum Aix, wo die Wiege der Genossenschaft stand, haben wir nur drei Patres, aus Marseille fünf, aber keinen, der nach 1900 geboren wäre.

Wir schreiben auf die Ehrentafel 30 Diözesen, die, Patres, Scholastiker und Brüder zusammengerechnet, unserer Genossenschaft 50 Oblaten mit Gelübden geschenkt haben. Die tieferen Gründe, weshalb manchmal eine Diözese mehrere Jahre hindurch viele und gute Berufe hervorbringt und dann auf einmal beinahe keinen mehr, dürften wohl nur Gott bekannt sein. In Süd- und Nordfrankreich haben wir zusammen 10 Bistümer, die zur Zeit (1948) auch nicht mit einem einzigen Berufe vertreten waren. Andere haben wohl Patres gestellt, aber keine Brüder; bei andern ist es wieder umgekehrt. Hier nun die Liste:

	Patres	Brüder
1. Boston, Vereinigte Staaten	255	9
2. Quebec, Kanada	185	111
3. Montreal, Kanada	164	36
4. Quimper, Bretagne	133	16
5. Namur, Belgien	125	7
6. Fulda, Deutschland	95	23
7. Nicolet, Kanada	92	67
8. Ottawa, Kanada	88	32
9. St. Hyacinthe, Kanada	84	30
10. Metz, Frankreich	84	21
11. Trois-Rivieres, Kanada	74	28
12. Brügge, Belgien	70	5
13. Strasbourg, Frankreich	67	17
14. Köln, Deutschland	57	18
15. Malines-Mecheln, Belgien	54	11
16. Leon, Spanien	54	3
17. Trier, Deutschland	53	22
18. Dublin, Irland	53	8
19. Rimouschi, Kanada	52	27
20. Colombo, Ceylon	52	8
21. Poznan, Polen	49	26
22. St. Boniface, Kanada	49	3
23. Vannes, Bretagne	48	13
24. Jaffna, Ceylon	45	2
25. Katowice, Polen	41	9



Aus Deutschland

Zum Problem des unehlichen Kindes in Deutschland; 40% der Väter sind nicht Deutsche!

„Unsere Soldaten hier in Deutschland trinken zu schnell und lieben zu rasch!", erklärte ein Amerikaner bei einem Gespräch in einem deutschen Jugendamt. Die deutschen Fürsorgstellen beobachten mit Sorge die Zahlen der unehelichen Kinder, die niemals vorher so hoch waren und die verantwortlichen Stellen vor ganz neue Probleme stellen. Was wird aus den Mischlingen, deren Zahl bis zu zehn Prozent und mehr beträgt? Werden diese Kinder jemals ihr wirkliches „Vater"-Land sehen? Werden sich die Besatzungsmächte im Laufe der Zeit zu einer annähernd befriedigenden Lösung herbeilassen? Oder werden die kommunalen und staatlichen Behörden Deutschlands für die nächsten zwei Jahrzehnte allein für diese Last aufkommen, also die Bevölkerung praktisch „Alimente" zahlen müssen?"

Um anhand der amtlichen Unterlagen einen genaueren Einblick geben zu können, haben wir uns mit den Jugendämtern von Mannheim und Heidelberg in Verbindung gesetzt. Wir erhielten dabei Zahlenmaterial, das es uns zum ersten Male möglich macht, diesen höchst lebendigen Problemen aus „Liebe — Leidenschaft — Hunger" nachzugehen und ihre Tragweite abzuschätzen.

Die sehr unterschiedlichen Zahlen von Mannheim und Heidelberg können durch die besondere Lage der beiden Städte nur sehr bedingt als Schätzungsgrundlage für die gesamte US-Zone dienen. Zu diesen Zahlen müssen jedoch die von den Jugend-

---

26. Rennes, Frankreich	39	10
27. Paderborn, Deutschland	38	17
28. Joliette, Kanada	38	12
29. Sherbrooke, Kanada	36	16
30. Münster, Deutschland	34	19

Jedem Beobachter muß auffallen, daß die Fruchtbarkeit an Berufen für die Oblaten nicht von den klimatischen Verhältnissen eines Landes abhängt. Unsere Diözesen Metz und Strasbourg sind unter den 85 Sprengeln des französischen Festlandes an zweiter und dritter Stelle. Auch ist das rechte Verhältnis zwischen Priester- und Bruderberuf gewahrt. Die Kriegsjahre haben zwar die Bildungsanstalten Juniorat, Noviziat und Scholastikat geschlossen, doch sie vermochten nicht, die Rekrutierung ganz zu unterbinden. Glücklicherweise, denn wegen ihrer Tüchtigkeit sind unsere Patres und Brüder überall gern gesehen. Manches Werk haben sie retten helfen. Was die äußeren Missionen angeht, hat die Generalverwaltung unserer Provinz, die sich aus drei bis vier Diözesen rekrutiert, den beiden großen innerfranzösischen Provinzen gleichgestellt. Wenn wir unseren Artikel überschrieben „Auf der Ehrentafel", so wollten wir den Blick auch auf unsere Missionare lenken, die in Nordamerika, in Argentinien, in Südafrika und Ceylon an der Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten. Möge keiner in die Ewigkeit abberufen werden, ohne durch einen oder zwei jüngere Mitbrüder aus der Heimat vollwertig ersetzt zu sein. „Bittet den Herrn der Ernte, auf daß er Arbeiter sende in seinen Weinberg!"

ämtern nicht erfaßten oder betreuten Kindern gezählt werden. Ferner viele Fälle, in denen die Mutter die Angabe des Vaters verweigerte, und die sogenannten „ehelichen Kinder", deren nomineller Vater Kriegsgefangener war oder ist.

Die Gesamtzahl der unehelichen Kinder **Heidelbergs** beträgt seit 1945 rund **1500**. Nach den Angaben der Mütter sind hiervon **445** Kinder von Amerikanern. Daran schließt sich eine wahrhaft „paneuropäische" Vaterschaft von 19 europäischen Nationen mit 156 unehelichen Kindern an. Darunter 38 Kindern von Polen, 34 von Franzosen, 19 von Russen und 13 von Italienern. In den 445 Kindern von Amerikanern sind 24 Negerkinder einbegriffen, ein Prozentsatz, den Mannheim erheblich überschreitet. Ein Viertel der Mütter von schwarzen Kindern möchte sie auf jeden Fall abgeben, ein Viertel auf jeden Fall behalten, während die verbleibende Hälfte sich noch nicht entscheiden möchte.

Im Vergleich zu Heidelberg hat **Mannheim** mit seinen 200.000 Einwohnern gegenüber **120.000** Heidelbergs eine außergewöhnliche hohe Zahl an unehelichen Kindern. Rund 4000 Kinder, also rund **2500** mehr als in Heidelberg kamen dort seit Kriegsende **außerhalb einer Ehe zur Welt.** 778 **Mütter** gaben als Vater **einen Amerikaner an.** Davon sind **110 Kinder** von Schwarzen. Wollte man die Heidelberger und die Mannheimer Zahlen als **Berechnungsgrundlage für ganz Deutschland machen, so würde sich eine Zahl von 150.000 bis 200.000 ausländischen unehelichen Vaterschaften ergeben.**

Die Sorge der französischen Behörden um die Kinder ihrer Soldaten entspricht der französischen Bevölkerungspolitik, nach der 30.000 Franken für ein Kind nach dreijähriger Ehe gezahlt werden. Schwestern des französischen Roten Kreuzes fragten in Entbindungsanstalten, ob die Mutter, die als Vater einen **Franzosen angab,** auf ihre **Rechte verzichten wolle.** Nach diesem Verzicht vor einem deutschen Gericht wird das Kind abgeholt und die Mutter sieht ihr Kind nicht mehr wieder. Wenn eine deutsche Mutter oder ihre Familie, die ihr Kind einem deutschen Waisenhaus zur Pflege übergeben hat, nicht zahlen kann, **übernimmt der Staat die Kosten.** Daraus entstehen indirekte „Besatzungskosten", die wohl jedes mitteleuropäische Land zu tragen hat. In Deutschland aber erreichen sie eine solche Höhe, daß eine Interpellation bei der UN und die Forderung nach einer Aufhebung der Adoptionsbehinderung nach den US durch Anrechnung auf die Einwanderungsquote sehr berechtigt erscheinen.

(Aus der Rhein-Neckar-Zeitung.)

GEBET

Ich hebe meine leere Hand zu Dir!
Um mich die Not; die grauen Fluten steigen,
Und müde Herzen zum Verzweifeln neigen;
Sie sehen nur ein blindes Schicksal hier.

Schenk meiner Hand von Deinem klaren Licht!
Laß es mich durch die dunklen Gassen tragen!
Laß es mich allen, Brüdern, Schwestern, sagen:
„Wer Gott vertraut, zerbricht am Leide nicht!"

Wir alle suchen und ersehen Frieden,
Und wissen nicht: er war in uns gelegen,
Eh' wir von unserm bessern Selbst geschieden.
Eh' wir gewichen, Herr, von Deinen Wgen,
Erblühte uns im Leide schon der Frieden.
Zur Umkehr hilf! Dann quillt uns wieder Segen.

M. Thullner.

„An wen niemand mehr glaubt, dessen Zeit ist um."
„Wenn auf den Thronen der Mächtigen kein Platz mehr für die Liebe ist, dann müssen die Throne der Mächtigen stürzen."

Die Fahrt ins Glueck

von F. Schrönghamer-Heimdal

„Die Welt muß man sehen und Glück muß man haben, nachher fliegt einem das Geld zum Fenster herein."

Der so sprach, war der Veitweber Christian, der gestern aus Amerika zurückgekommen war und heute seine Altersgenossen zur Wiedersehensfeier ins Bräuhaus eingeladen hatte. Als armer Häuslerbub war er vor zwölf Jahren ausgezogen, niemand hat recht gewußt, wohin, bis auf einmal Botschaft gekommen ist aus dem Lande des Glückes über dem großen Wasser. Unter die Goldgräber ist der Christian gegangen, weit ins Kalifornische hinein, und heute ist er selber wieder da, fein modisch wie ein hoher Stadtherr, den steifen Deckel im Genick, die pralle Brieftasche gebauscht voll Banknoten im Brustlatz, und alle Augenblicke sagt er „all right" — aber die Kameraden wissen nicht, was das bedeutet. Vielleicht ist das das Zauberwort zu den Schätzen der Welt.

„Ja, ja, das Glück", nicken die Dörfler und tun einen ausgiebigen Schluck aus dem fünfmäßigen Feuerwehrtrinkhorn, das heute gratis die Runde macht zur Wiedersehensfeier mit dem ausgestochenen Glückspilz. Gibt's denn so was auch? Vor zwölf Jahren noch ein hundsnotiger Häuslerbub, der die Nase noch an den Rockärmel hingewischt hat, weil's ihn auf ein Schneuztüchel einfach nicht gelangt hat, und heute ist der Kund ein Herr, daß ihn keiner mehr kennte, wenn er sich nicht selber als den Veitweber Christian ausgewiesen hätte.

„Wie reich bist jetzt eigentlich?" plodert der Zauner Thomerl heraus, das Feuerwehrtrinkhorn fest umklammernd, daß er vor Staunen über die gewaltige Summe nicht das edle Naß verschütte.

Giermäuler starren neidvoll auf den Krösus.

„Reich?" tut der und schiebt den steifen Deckel ganz ins Genick. „All right! Was nennt ihr reich? Ihr nennt den Hofbauern reich, weil er schuldenfrei ist und etwa noch ein paar tausend Märklein im Strumpf oder auf der Sparkasse hat. Ihr nennt den Bräuer reich, weil er seinen Plempel gut verkauft und täglich seine baren Einnahmen hat. Ihr nennt die Glasherren hinten in den Wäldern reich, weil sie Schlösser haben wie die Fürsten und Geld wie



Heu. All right! Ihr mögt recht haben nach eurem kurzen Sinne, der noch nicht einmal über den Himmelssaum an euren Feldrainen hinausgeschmeckt hat. All right! Ihr rechnet mit mageren Märklein, aber dafür könnt ihr nichts, denn ihr wißt es nicht anders. Wie drüben rechnen mit Dollar. Das ist ein anderes Wort. Und nun frage ich euch: Würdet ihr einen Mensch reich nennen, der da eines Tages von drüben kommt, seine Brieftasche hinlegt und in einem Wurf den Hofbauernhof, die Bräustatt und die Schlösser des Glasherrn hinten in den Wäldern bar auszahlt — und die Brieftasche merkt den Betrag nicht? Nennt ihr das reich?"

Die Dörfler schlagen die Augen nieder.

Die Pendelschläge der Standuhr in der Bräustube hallen wie laute Glockentöne, so groß ist die Stille des Staunes über den unsagbaren Reichtum des ehemaligen Häuslerbuben.

„Heiliger Gott!"

Dem Zauner Thomerl ist jetzt das fünfmäßige Feuerwehrtrinkhorn doch aus den klammernden Händen geglitten. Aber was tut das? Der Veitweber Christian ist Zahler — und der Bräu hat noch genug des edlen Gerstensaftes im Keller.

Die Dörfler verziehen sich in der Stille, einer nach dem andern. Ihre Holzschuhe schlurfen klappernd hinaus in die heimliche Sommernacht. Vor so viel Geld, vor solchem Reichtum muß es einem die Sprache verschlagen, den Schlaf verjagen. Da steht man vor einem Ungeheuer, dem man machtlos aus dem Wege geht. Was soll man da noch?

Nur der Zauner Thomerl bleibt, gebannt von der magischen Macht des unermeßlichen Reichtums.

Es hat zwar auch ihm die längste Zeit die Rede verschlagen, aber endlich findet er wieder Worte und Fragen, die ihm die Größe des Reichtums auf seine einfache Art versinndeutlichen sollen:

„Alsdann, Christian, du kannst jetzt Bier trinken, soviel du magst?"

„All right!"

„Und brauchst keinen Finger mehr rühren zur Arbeit?"

„All right!"

„Kannst Gesottenes und Gebratenes essen, soviel du Lust hast?"

„All right!"

„Und dein Gerstl wird dennoch nicht gar?"

„All right!"

„Alsdann, jtzt bin ich deutsch. Sollst leben, Christian!"

„Wie ich halt sag', Glück muß man haben und die Welt muß man sehen, Thomerl. Ich hab' die lausigsten Zeiten mitgemacht drüben, so lausig wie da im Land kein Hüterbub. Bis ich nach Kalifornien gekommen bin. Und da bin ich auf Gold gestoßen — da schau, Thomerl, da hab' ich noch einen Klumpen, faustgroß, als Andenken."

„Heiliger Bimbam, gibt's so was auch!"

Dem Thomerl quellen die Augen wie Salzbüchserl aus den Höhlen, ein Fieber schüttelt ihn, wie der Klumpen Gold im trüben Licht der verrußten Lampe geheimnisvoll wie Geisterspuck aufschimmert. „Ein Dutzend solche Brocken, Thomerl, nachher bist ein gemachter Mann!"

„Eh! Was sag' ich denn? Was du kannst, Christian, das vermag ich auch. Kalifornien muß her! Gold muß her! Das Gefrett da hab' ich schon lang satt! Nur das Geld sollt ich halt haben zur Überfahrt über das große Wasser — das könntest du mir leicht vorstrecken, Christian!"

„Vorstrecken? Wer hat mir vor-

Am Abend

Am Abend gehe ich mit scheuem Schritt
Zu einem Herrgottsbild am hohen Hügel,
Ein weißes, weiches Wachslicht nehm ich mit,
Das leuchtet vor mir her wie Engelsflügel.

Mein Fuß berührt die harte Erde kaum,
Und meine Hände haben sich gefaltet.
Schön ist der Abend, wie ein heitrer Traum,
Der über allen Erdendingen waltet.

Der Quellfluß singt dem Herrn ein hohes Lied,
Die Bäume streuen Blüten in die Wiesen,
Die rote Sonne laut und festlich glüht
Auf hehren Häuptern schneegekrönter Riesen.

Ich kniee still vorm Heilandsbilde hin,
Ich spreche ein Gebet aus frommen Herzen
Und fühle, daß ich überselig bin
Trotz Not, Verlassenheit und tausend Schmerzen.

Lotte Mißbrock

gestreckt, Thomerl, wie ich als blutjunger und blutarmer Bursch auf und davon bin, ohne Knopf Geld im Sack? Weißt nicht, daß Borgen die beste Freundschaft verdirbt? Verkauf deinen Haidacker — nachher hast du das Fahrgeld. Und drüben — mußt halt Glück haben. Nur ein Dutzend solche Brocken wenn du bringst wie den da, nachher kannst den Bräu fragen, was seine Wirtschaft kostet. All right!"

„Der Geizkragen!" flucht der Thomerl auf dem Heimweg von der Wiedersehensfeier. „Um das bißerl Fahrgeld ist's ihm — wo er doch gar nicht weiß, wie reich daß er ist. Aber jetzt erst recht! Muß halt der Haidacker herhalten. Kalifornien ist's wert."

„Die Welt muß man sehen, ein Glück muß man haben, nachher fliegt einem das Geld zum Fenster herein", wiederholt er der Zaunerin daheim den Wahrspruch des glückhaften Veitweber Christian. „Ich tu fort auf Amerika. Was ein Häuslbub kann, das vermag der Zauner Thomerl auch. In Kalifornien liegen die Goldbrocken umeinander wie bei uns die Schottersteine. Nur ein Dutzend solche Brocken wenn ich hab', nachher frag ich den Bräu, was seine Wirtschaft wert ist. Der Haidacker muß halt dran glauben, wegen dem Fahrgeld. Aber das kommt tausendfach herein, wirst ein Jährlein oder zwei um einen Esser weniger haben, Zaunerin. Aber wenn ich zurückkomm, nachher hat die Fretterei ein End'. Den Buben kauf ich jedem ein Herrschaftsgut und dir, Alte, ein leibhaftiges Schloß, wie's die Glasherren haben in den Wäldern hinten."

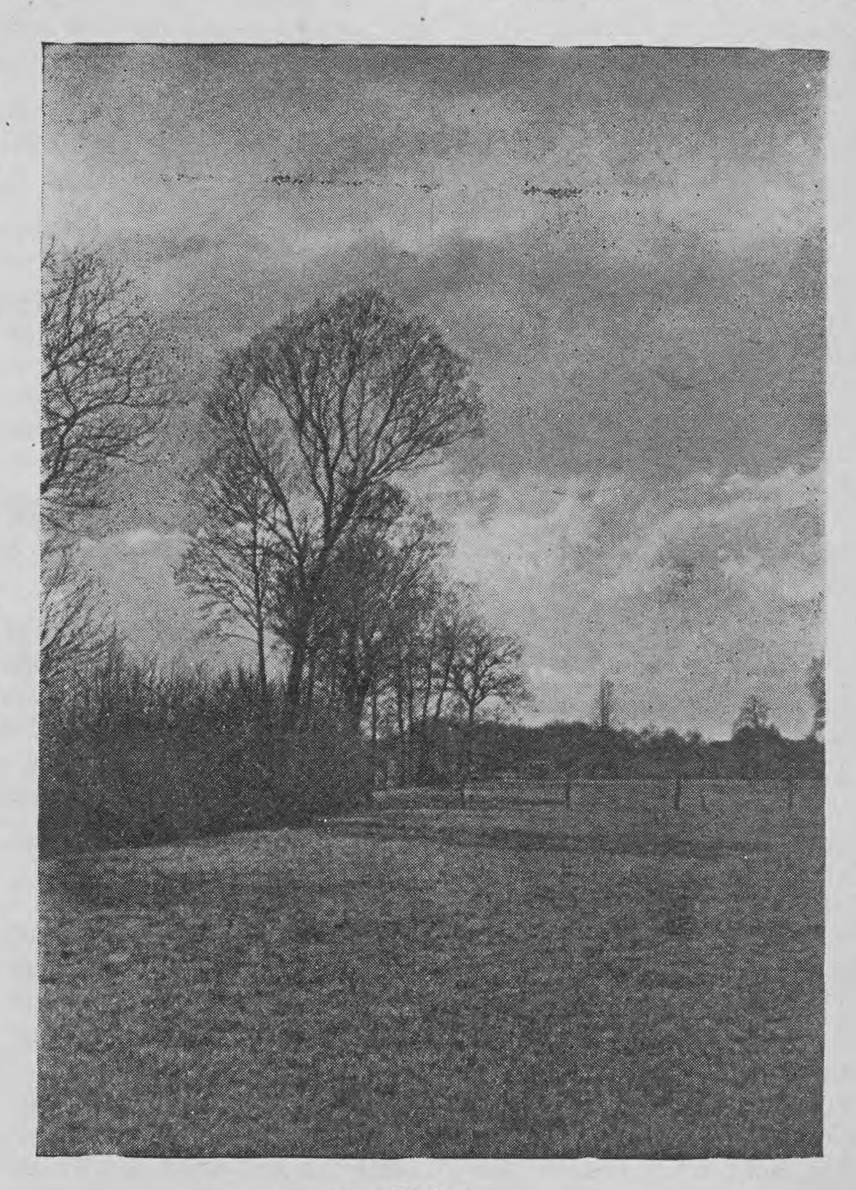
Die Zaunerin weiß, daß Widerede und Widerraten vergeblich wäre. Wovor sie in ihrem fraulichen Vorgefühl stets gebangt hatte, jetzt war der große Augenblick gekommen, der Wendepunkt im Leben ihres draufgängerischen Ehegenossen, an dem er sich die Hörner abstoßen würde, sei es zum Segen, sei es zum Verderben für ihn und sie.

„Schreiben tu ich nicht", sagt der Zauner. „Wenn ich komm, bin ich da, und wenn ich da bin, hab' ich Geld. Lauter faustgroße Goldbrocken. Was kostet die Welt?"

Der Hofbauer kauft den Haidacker.

Der Erlös langt gerade zur Überfahrt über das große Wasser. „Mehr braucht's nicht", meint der Zauner. „Drüben liegen ja die Goldbrocken."

Es ist ein kurzer, stiller Abschied, nicht anders, als ginge der Zauner bloß auf den nächsten Viehmarkt und nicht über das große Wasser. Aber die Zaunerin besprengt ihn über und über mit Weihbrunnen und beschwört in



Herbst.

der Stille alle guten Geister Himmels und der Erde, sie möchten den Heimvater beschirmen auf allen seinen Wegen und ein gesundes Wiedersehen gewähren, wenn er sich die Hörner abgestoßen hat drüben im Lande des Glückes.

*

Die Zaunerbuben, halbwüchsige Bürschlein, werken daheim wie die Wilden. Sie haben ein festes Ziel und ein Zauberwort: Wenn der Vater kommt!

Wenn der Vater kommt und Geld hat wie der Veitweber Christian, der in den Wirtshäusern nur so herumhaut und die Silberlinge mit vollen Händen unter die Schulbuben schmeißt, daß sie sich darum raufen wie die jungen Gickerl. Das macht dem Christian Spaß.

„Wenn der Vater kommt", sagt der Thomerl, „werden wir das Geld nicht mit Händen wegschmeißen. Das Erste, was wir brauchen, ist ein neues Roßgeschier. Mit dem alten ist nicht mehr zu werken."

„Wenn der Vater kommt", sagt der Micherl, „muß der Haidacker wieder her. Ich schäme mich, so oft ich vorbeigehe, weil er nicht mehr uns gehört."

„Der Haidacker, ja, der muß wieder her, wenn der Vater kommt. Die Scheune könnten wir auch neu bauen und ein wenig größer. Denn wenn der Vater kommt, werden wir Grund dazukaufen und eine größere Fexung haben. Da brauchen wir Platz."

„Ein anderes Vieh könnten wir auch aufstellen. Wie ich neulich beim Glasherrn gewesen bin in Spiegelau, habe ich Kühe auf seiner Weide gesehen, größer wie dem Hofbauern seine Mastochsen. Zwanzig Liter Milch gibt jede im Tag, sagt mir der Hütbub. Wenn wir nur zehn solche Kühe hätten, wären es zweihundert Liter Milch im Tag oder zwanzig Pfund Butter."

„Was könnten wir da Schweine mästen mit der Magermilch!"

„Wenn der Vater kommt, kaufen wir auch Kunstdünger. Brüderl, das wird dann Ernten geben. Jetzt säen wir zwei Zentner Roggen aufs Tagwerk und ernten tun wir fünf. Ist das nicht ein Spott? Wenn wir die neue Bauweise einführen mit Setzlingen, dann sind es bei nur sechzig Pfund Aussaat an die vierzig Zentner. Das ist ein anderes Wort. Da lohnt sich die Arbeit."

„Gottes Segen muß auch dabei

Um die katholische Schule

Frage:

Mit welchem Recht verlangen die katholischen Eltern für ihre Kinder die katholische Bekenntnisschule?

Antwort:

Mit dem Rechte, das sie naturgegeben haben über ihre eigenen Kinder.

Mit dem demokratischen Rechte, das die Eltern als Staatsbürger haben in einer so wichtigen Sache, wie es die Erziehung der Kinder ist.

Der Staat hat da erst in zweiter Linie Rechte auszuüben, niemals aber im Gegensatz zu den Eltern.

Haben diese Grundsätze alle Demokraten bisher beachtet und befolgt? Wahrlich nicht!

Frage:

Warum begnügen sich die Katholiken nicht mit der allgemeinen, nichtkatholischen Schule, die doch für alle paßt?

Antwort:

Es ist falsch, zu behaupten, die allgemeine Schule passe für alle. Sie paßt nur für religiös gleichgültige Menschen. Iner religiös levendige und entschieden Eltern paßt sie nicht. Die religiös gleichgültigen sind in Österreich und im Burgerland in der Minderheit, und in eine Schule, die dieser Minderheit genau angepaßt ist, sollen die Kinder der Mehrheit zwangsweise gepreßt werden. Demokratisch ist das nicht.

Frage:

Ist denn die katholische Weltanschauung in der modernen Zeit noch zeitgemäß, daß Kinder darin erzogen werden sollen?

Antwort:

Ein Mann, wie der große Einstein, kein Christ, hat unlängst erklärt, er bewundere es, wie die katholische Welt nicht nur nicht schwächer geworden, sondern stärker hervorging aus allen Stürmen der Zeit. Uebrigens haben nicht Außenstehende darüber zu entscheiden, welchen Lebenswert unsere Religion für uns hat. Wir kennen ihren Wert und verteidigen ihn.

sein", bescheidet die Zaunerin, die sich der Reden ihrer Buben freut. Sie haben zum draufgängerischen Wesen des Vaters ihre stille, haushälterische Art.

„Natürlich, Mutter, muß Gottes Segen dabei sein. Ohne den geht's überhaupt nicht. Es wird schon alles recht werden, wenn der Vater kommt."

„Ja, wenn der Vater kommt. In vierzehn Tagen werden es drei Jahre, daß er drüben ist. Wann wird er wiederkommen?"

Ein glöckelklarer Sonntagmorgen im Frühsommer blaut über dem blütenwogenden Walddorf. Der Sonntagswächter stelzt mit seiner altersstumpfen Hellebarde durch die Gassen und sieht den weißen Rauchfahnen nach, die sich kräuselnd im blauen Himmelswunder verlieren. So still ist das Dorf, so weltverwunschen die Weiten, daß man meinen möchte, die Menschheit wäre ausgestorben und nichts mehr wäre auf Erden als Blüten, Licht und Bläue.

Wie sie im Kirchdorf zur Wandlung läuten und die Glockentöne über den Röhrnachberg zutal fließen, da lüftet einer beim Haidacker den Hut, klopft dreimal an die Brust und murmelt dann vor sich: „Also Erdäpfel hat der Hofbauer heuer im Haidacker gesteckt. Im Kalifornischen drüben wären es Ananas."

Dann geht der Fremdlig gemessenen Schrittes weit ums Dorf herum. Es ist ein Horchen, Ahnen und Wundern in dem Menschen, als wäre ihm jeder Grashalm heilig, auf den er treten muß.

Mit Verwunderung sieht der Sonntagswächter den seltsamen Menschen, der sich jetzt hinter dem Zaunergütl auf einen Markstein setzt und scheinbar nicht weiß, was er treiben soll.

Auch der Zaunerhund, der Nero, hat den Fremdling bald entdeckt, und läuft ihn wütend an. Aber aus dem Wüten und Bellen wird ein Winseln und Heulen, ein Hochspringen und Schweifwedeln vor ungestümer Freude des Wiedersehens.

Der Hund hat nach drei Jahren des Fernseins seinen Herrn wieder erkannt. Auf das Getümmel kommt auch die Zaunerin aus dem Hause und sieht den fremden Menschen, wie er verloren dasteht und verlegen lächelt. Ihr Herz tut einen ungestümen Schlag, der ihr klaren Bescheid gibt über die Person des Ankömmlings. Aber schon ist sie wieder beherzt und gefaßt. Das Wiedersehen ist so still und schlicht wie damals der Abschied war. Sie kommen sich auf halbem Wege entgegen und pilgern dann Hand in Hand dem Hause zu. In der Stube besprengt die Zaunerin den Wiedergekehrten mit Weihwasser, auf daß der Einzug ebenso gesegnet sei wie der Auszug in das Land des Glückes.

Der Sonntagswächter draußen tümmelt von Haus zu Haus und verkündet die größte der Neuigkeiten: „Der Zauner Thomerl ist wieder da!"

„Der wird einen Haufen Geld mitgebracht haben! Jetzt kann er mit dem Veitweber Christian lumpen und saufen!"

„Wenn er sein Gerstl nicht drüben schon versoffen hat! Ist alleweil ein Saufaus gewesen, der Zauner . . ."

Geld hat er keins, weiß die Zaunerin sofort Bescheid, denn sonst hätte er den vollen Beutel und die Goldbrocken gleich auf den Tisch geschmissen und geprahlt wie ein Roßknecht. Sie kennt seine Art.

Der Zauner sitzt still und verlegen am Tisch.

„Weil du nur wieder da bist", sucht ihm die Zaunerin über seine Verlegenheit wegzuhelfen. „Die Hauptsache ist die Gesundheit. Die Buben, wirst schauen, sind groß und stark geworden und tüchtig bei der Arbeit. Wirst schauen, wenn sie von der Kirche heimkommen."

„Die Buben, ja, die Buben. Alleweil hab' ich drüben an sie denken müssen, wie sie sich wohl machen werden. Und öfter als einmal am Tag hab' ich heimdenken müssen. Weißt, Weib, es ist jetzt drüben nicht mehr so wie zu Veitweber Christians Zeiten. Das Gold in Kalifornien ist fort. Aber . . ."

„Red jetzt nicht von dem, Vater. Du wirst Hunger haben. Ich mach' dir rasch einen Kaffee . . ."

„Wenn du eine saure Milch hättest und ein Stück Schwarzbrot. Wär' mir seltsamer wie der

---

Das kommt nicht auf einmal

Von Elisabeth Kahlenbach

Das kommt nicht auf einmal, das Lächelnkönnen,
wenn tausend Tränen im Herzen brennen,
das Gütigsein und Stillübersehen,
wenn alle andern uns nicht verstehen,
ein stummes Ertragen der bittersten Zeit,
ein heimliches Lied noch zu jeglichem Leid.
Das kommt nicht auf einmal, das Blühen im Garten —
braucht alles erst Winter und stilles Warten.

Kaffee. Hab' drüben oft an das schwarze Brot denken müssen, weil einem das weiße auf die Läng' zuwider wird."

„Was du willst, sollst du haben, Vater. Was ich sagen will: Die Röhrerbas ist voriges Jahr gestorben. Vor ihrem Verscheiden hat sie mir noch zwölfhundert Gulden gegeben als Erbteil und halb soviel hab ich selbst dazugespart. Die Buben wissen von nichts. Ich hab das Geld aufgespart, bis du heimkommst. Wir sollten den Haidacker wieder kaufen und der Micherl möchte ein neues Roßgeschirr. Wenn's noch langt, könnten wir auch den Stadel flicken lassen und eine Musterkuh vom Glasherrn in der Spiegelau und etwas Kunstdünger kaufen. Der Thomerl ist ganz versessen drauf."

„Das ist recht, Mutter. Wenn wir unser Geld zusammentun, können wir den Buben jeden rechten Wunsch erfüllen. Denn ganz ohne Gerstl bin ich auch nicht. Denn weißt, drüben haben sie die Prohibition. All right!"

„Prohibition! Was ist denn das?"

„Das ist soviel wie jahraus, jahrein kein Tropfen Bier, kein Gläschen Schnaps. Mit dem Gold war's nichts. Aber mit der Prohibition habe ich mir dreitausend Märklein erspart, die sonst durch die Gurgel geflossen wären. Und jetzt ist es soweit, daß ich keinen Alkohol mehr riechen kann."

„Dann bist du nicht umsonst drüben gewesen, Vater, Hab' ja alleweil gebetet."

„Und Gold hab' ich auch gefunden, aber auf eine andere Weis'. Wirst es schon sehen mit der Zeit . . . Weil's mit dem Schatzgraben nichts mehr war, bin ich bei einem kalifornischen Farmer als Knecht eingestanden. O Weib, was hab' ich da alles gelernt! Drüben, daß muß ich sagen, arbeiten sie ganz anders als wie hier. Obstbau und Bienenzucht hab' ich da getrieben im Großen und alleweil hab' ich gedacht, all right, das mußt daheim auch probieren, wo wir das schöne Gelände dazu haben droben auf der hohen Öd, wo bis heute nichts gewachsen ist wie Bürstling und Kronwittstauden. Da haben zweitausend Obstbäum' Platz und eine Hütte werd' ich aufstellen für tausend Bienenstöck, wo soviel Weide da ist und Heiderich in den weiten Wäldern. Die hohe Öd, wirst sehen, Mutter, wird unsere Goldgruben, weil ich's gelernt hab' drüben im Kalifornischen. Aber natürlich geht nicht alles auf einen Schlag. Es wird Jahre dauern, bis so nach und nach alles im Hochbetrieb ist."



Seiner Lehre Weisheit.

„In Gottes Namen", ergibt sich die Zaunerin freudefroh, „es wird alles recht werden. Aber lus auf, ich mein, die Buben kommen von der Kirche. Werden die eine Freud haben!"

Ist auch alles recht geworden.

Der Haidacker ist wieder gekauft worden, ein neues Roßgeschirr ist hergekommen, der Stadel ist geflickt worden und auf ein paar Musterkühe hat's auch noch gelangt.

„Nichts überhudeln, Buben", mahnt der Vater, „alles braucht seine Probe und seine Zeit. Zuerst muß eine genaue Betriabsrechnung her und vom Gewinn die Hälfte abstreichen, nachher muß es stimmen."

Nach einem Jährlein kann der Zauner von seiner Bienenzucht auf der hohen Öd schon soviel Honig verkaufen, daß es für hundert Obstbäume langt, und seine Buben kann er auf die Landwirtschaftschule schicken.

„Die Welt muß man sehen und lernen muß man etwas, nachher kommt das Glück und das Geld

von selbst", ist sein Abschiedswort an die Buben.

Wieder nach ein paar Jährlein glänzen die holzhellen Stände für tausend Bienenstöcke von der hohen Öd hernieder und ein Jungwuchs von einem Obstbaumwald überzieht die vormals unfruchtbaren Hänge, daß einem das Herz im Leibe lacht vor dem Blütenwunder und der Fruchtfülle im Herbst.

Die Zaunerbuben sind ganz in ihrem Element und wetteifern mit dem erfahrenen Vater in der Pflege der Bäume und Bienen.

Die größten Bauerntöchter, die vordem niemals an einen Zaunerbuben gedacht hätten, werfen ihnen die schönsten Augen nach.

Aber auch hier mahnt der Vater: „Zeit lassen, Buben. Die paar tausend Märklein, die so ein Ziefer mitbringt, sind's nicht die Mühe wert. Die könnt ihr euch selbst zehnfach schaffen, wenn ihr fest im Geschirr bleibt. Die hohe Öd ist unser Goldbergwerk. Das andere findet sich. Kommt Zeit, kommt Rat."

Der Zaunerin hat der Vater ein Sommerhäuschen erbaut auf der hohen Öd. Da sitzt sie an Sonntagnachmittagen mit dem Strickstrumpf, denn es ist nicht zu glauben, was die Buben Socken zusammenreißen, und mit dem Evangelibuch, denn es ist nun einmal so, daß man über dem Erdenglück das Himmelsheil nicht vergessen darf.

„Reut's dich jetzt noch, Mutter, daß ich drüben gewesen bin?" neckt sie der Zauner dazwischen.

Aber in die frohselige Antwort tümmelt der Veitweber Christian hinein wie ein Ochs in einen Osterkuchen.

„Thomerl", schnauft er, „gib mir das Reisegeld. Ich tu wieder hinüber. Das Gerstl ist gar!"

Abendbesuch im Kirchlein

Von Marianne Spitzler

Nun wandern wir still in Gedanken
Zum Abendkirchlein hinan,
Das hat den Sternenmantel
Leise schon umgetan.

Die müden Kreuzlein träumen
Eng an der Mauer Rand,
Darüber streicht der Blumen
Blühende Lebenshand.

Es knarrt in morschen Angeln
Die altersbraune Tür,
Wir schreiten in zögernder Andacht
Auf scheuen Sohlen für.

Die schmalen Bogenfenster
Ein blasses Gold durchblüht;
Purpurn vorm Hochaltare
Das ewige Lämplein glüht.

Maria mit dem Kinde
Thront hehr in Feierruh.
Die Heiligen an den Wänden
Lächeln dem Kinde zu.

Rosen und Lilien hauchen
Ahnende Seligkeit . . .
Um braune Beterbänke
Zittert's von Menschenleid.

Von Menschenleid und Nöten,
Von Sterben und Stillesein
Erzählt manch graue Tafel
Und mancher Marmorstein.

Die Orgel wie in Träumen
Lauscht einem verklungnen Lied,
Das hold, wie Weihrauchduften,
Den dämmernden Raum
durchzieht.

Wir aber knien versunken,
Zeit und der Welt entrückt . . .
Bis milde vom Tabernakel
Ein gütiges Aug zu uns blickt.

„Du?" dehnt der Zauner heraus. „Hast mir etwa du das Reisegeld vorgestreckt, wie ich dich angegangen hab'? Nein, Brüderl, das tu ich nicht. Was tätest denn auch drüben? Das Geld ist gar und saufen kannst auch nimmer, denn drüben haben sie jetzt die Prohibition, wie du wissen wirst. All right! Und überhaupts brauchst ja gar nicht über das große Wasser, denn Kalifornien ist jetzt da bei uns auf der hohen Öd. Wenn du willst, kannst gleich dableiben; ich brauch ohnedies einen Wärter oder Aufseher. Kannst dir den Titel selber aussuchen. Ich zahl dir einen guten Lohn, weil ich eigentlich dir mein Glück schuldig bin, und wenn du so werkst und hausest wie ich, kannst es noch einmal auf etwas bringen. Aber eins brauchst du dazu: einen eisernen Willen. Also magst oder nicht?"

„Eingeschlagen!" sagt der Veitweber Christian. „Es wird schon einen Kampf kosten. Aber ist's bei dir gegangen, wird's bei mir auch gehen. All right!"

Reiche Ernte - - arme Ernte

vom Schriftleiter



Daß reiche Ernten den Menschen besser, frömmer, gottesfürchtiger machen, kommt nicht oft vor. Gewöhnlich erfüllt sich Gottes Plan an den Armen, an den von Winden und Wettern, von Enttäuschungen und von Not Geschlagenen. Je schwerer das Kreuz, je bitterer die Träne, je schlafloser und durchsorgter die Nacht, um so freundlicher scheint der Kreuzesmann zu segnen.

Gott hat seinen Plan mit den Menschen. Und dieser Plan heißt: Den Menschen an sich zu ziehen.

Der Reiche schläft seinen sorglosen Schlaf. Er hat gut gegessen. Und morgen und auch übermorgen wird er wieder gut essen und trinken. Sein Nachgebet war entweder kurz und kalt, oder es war überhaupt nicht da. Wozu ums tägliche Brot beten, wenn man es hat? Das Geld in der Bank garantiert Brot und noch viele andere schöne Dinge für Jahrzehnte. Das Brot ist da. Auch ohne das Vaterunser.

Der Reiche hat nicht viel Zeit für Gott. Nach getaner Arbeit muß er Besuche machen und Gäste unterhalten. Er muß reisen, er muß ins Theater, er muß zum Tanz, und er muß mit vielen Leuten reden, um ja gekannt und geachtet zu bleiben. Und wenn es spät in der Nacht zur Ruhe geht, ist er viel zu müde, um sich der Gottesbetrachtung hingeben zu können.

Der Arme hat mehr Zeit. Seine Saaten wurden ihm von Hagel und Sonnenbrand vernichtet. Schnell ist er mit dem Schneiden der paar armseligen Halme fertig, dieihm auf seinen Feldern geblieben sind. Er kann es sich nicht leisten, viele Besuche zu machen oder Gäste zu empfangen. Für Theater, Tanz und Reisen reicht der Geldbeuten nicht. Und Respekt unter den Leuten suchen? Das lohnt sich weder der Zeit noch der Mühe. Der Arme gilt nichts. Er ist verachtet oder nur geduldet. Seinen Rat will man nicht, und seine Gesellschaft wird nicht gesucht.

So bleibt ihm denn nichts anderes übrig als zu verzweifeln — oder zu seinem Gott zu gehen. Dort ist er geachtet. Hochgeachtet sogar. Bei Gott ist alles, aber auch alles, ganz anders als bei den Menschen. Dort wird nicht gefragt: Wieviel Geld, wieviel Land, wieviel Weizen und wieviel Maschinen hast du? Was hast du für ein Auto? Wieviel Leute kommen zu dir und wievielen Menschen flößt du Respekt ein?

Bei Gott ist es gerade umgekehrt. Er frägt nach der Menge der Armut,, der Verachtung, der Verdemütigung und der Tränen, die man im Leben trägt.

Der Arme hat mehr Zeit als der Reiche. Seine Not macht ihn der Not des Gekreuzigten ähnlich. Und das ist der Grundstein alles Christenlebens. Der zweite Schritt heißt: Nun werde auch dem Geiste des Gekreuzigten ähnlich. Werde frommer, gottliebender, heiliger Mensch wie Er.

Nach Seinem Ebenbilde hat Gott uns geschaffen. Und Er hat es zum Gesetz des Gekreuzigten gemacht, daß der Mensch erst dem Gekreuzigten ähnlich werden muß, bevor er zum Ebenbild des ewig glücklichen Dreieinigen Gottes werden darf.

Aus diesem Grunde läßt Gott Armut und Mißernten zu. Des Menschen Pläne sind nicht seine Pläne. Der Mensch möchte selbstständiges Glück auf Erden und in der Ewigkeit. Selbstständiges Glück — ohne dafür selbst seinem Gotte zahlen zu müssen.

Gott will den Menschen mit seiner ganzen Liebe für sich. Auf Erden kann der Mensch nur einem dienen, entweder dem Mammon oder seinem Herrn. Mammon hat viel modernes elektrisches Licht, schöne Straßen, Autos, Hal-

len, Freuden und Genüsse für Auge, Ohr, Mund und Gefühl. Der Herr hat auf Erden nur das Kreuz. Das Kreuz mit seiner Schmach und Schande. Es macht jedoch reich an Gottesgeist und Gottesverlangen. Darum verschenkt der Herr so viele Kreuze an die Menschen.

In den Klöstern machen Mönche und Nonnen das Gelübde der Armut. Alles, was vom Gelde kommt, legen sie fort. Denn es stört die Frömmigkeit. Es nimmt einem die Zeit, während der man beten und an Gott denken könnte. Es macht schlecht und gemein.

Vom Gelde kommen Erdenlüste und Verschwendung teurer Zeit, vom Gelde kommen Neid, Geiz, Habsucht, Gewinnsucht, Ungerechtigkeit, Raub, Betrug und ewige Unruhe.

Die Mönche und Nonnen wollen sich vor diesen Gottesfeinden schützen. Darum entsagen sie kurz und bündig aller Freundschaft zum Gelde.

Viele Sünden, in denen sich die Weltmenschen verwickeln, treten nie an sie heran. Alle Zeit, die der Weltmensch durch die Gesetze des Geldes verschwendet, bleibt ihnen für Gott, für ihre Seele und für ihre Liebesarbeit an anderen.

Gott selbst ist der Erfinder dieser kleinen Seelenlist, durch die der Teufel um so viele Sünden betrogen wird. Und Gott hat die heilige, schützende Armut nicht nur für die Mönche und Nonnen erdacht. Er legt sie auch seinen allerliebsten Freunden unter den Weltmenschen auf. Gott sagt niemanden: Lege das Gelübde der Armut ab. Er kommt einfach und nimmt. Er kommt mit Hagelwetter und Sonnenbrand, mit Feuer, falschen Freunden, Mißverständnissen, und Er nimmt dir Ernte, Haus, Hof, guten Namen, Ehre, Gesundheit und Ansehen. Jedesmal aber, wenn Er nimmt, flüstert Er: Hier ist meine Gnade. Komm zu mir! Bete zu mir! Schenke dich mir! Jetzt hast du weniger Zeit und Ehre und Geld, um dich in die Welt zu stürzen. Jetzt mußt du schwer arbeiten und deine Abende zu Hause verbringen. Bete und denke an mich!

So sind Gottes Pläne, und das ist der tiefe, heiligende Sinn der Armut.

Es gibt auch reiche Leute, die diese Armut lieben. Nicht jeder, der da reich ist, vergißt seinen Gott. Sankt Elisabeth war eine reiche Fürstin. Sankt Heinrich undSankt Kunigunde waren Kaiser und Kaiserin von Deutschland. Sankt Stephan und Sankt Ludwig waren König von Ungarn und von Frankreich. Wir kennen heute Leute, die alles haben, und eine große Gottesliebe noch dazu. Sie sind wohl selten, die demütigen, liebesvollen, dem Kreuzesmann ähnlichen Reichen. Sie sind aber doch zu finden.

Sie sind so selten, weil es dem Reichen viel schwerer mit dem Heiligwerden ist als dem Armen. Von irdischer Armut zur Armut im Geiste ist der Weg nicht weit. Vom irdischen Reichtum zum Geiste der Armut ist es viel dorniger und steiler. Ob man es glaubt oder nicht, es ist dock so, daß der irdisch Arme viel reicher, wirklich reicher ist als der irdisch Reiche.

Bei Gott ist eben alles ganz anders als bei den Menschen. Und darauf kommt es doch eigentlich im Leben an: Wie ist es bei Gott?

Dieses Leben ist kurz. Vielleicht hast du bereits ein langes, schweres Leben hinter dir. Was heißt das aber? Es ist ja nun doch vorbei und es kommt nicht wieder. Wer ist wohl stolzer, du mit deinem langen Leben der Leiden und der Verachtung, oder dein reicher Freuund mit seinem langen Leben der Freuden und der Sünde? Wovon reden die Alten am allerliebsten, von den Stunden der Sonne und Sünde oder von den Stunden der Nacht und Tränen, die ihr Leben erfüllten?

Wer hat am Ende gewonnen, der Arme oder der Reiche?

Schwere Ernten machen nicht besser. Armut trägt dich zum Geiste der Armut und zu Gott. Gelobt und gepriesen sei Sein heiliger Name. Armut ist der Welt eine Schmach. Die Tiefen dieser Schmach drängen den Menschen, nach den höchsten Höhen Gottes zu greifen — um langsam ganz aufzubrennen in der Liebe des Dreieinigen.

Arm an Geld, arm an Gesundheit, arm an guten Namen, an Ehre und Ansehen unter den Menschen, reich aber an Gott und Seele — Du lieber Gott, das ist Dein Plan mit den Menschen auf Erden. Der Erste, der diesen Weg ging, war Jesus Christus, Dein Sohn. Und wir sind Christen, deren Weg die Nachfolge Christi ist, vierzehn volle Kreuzstationen entlang, bis hinauf auf den Berg der Schande — über dem der Morgen der Auferstehung glüht.

Wenn du recht schwer betrübt bist, dass du meinst, kein Mensch auf der Welt könnte dich trösten, so tue jemand etwas Gutes, und gleich wird's besser sein.

Rosegger.

vom Schusterseppel



Liebe Leit!

Mir hen unnerschiedliche Orbeiten uf unsre We't indem daß einige Leit mit die Händ schoffe, anre Leit mit den Kopf wo geischtige Orbeit is und anre Leit mit den Maul wo siendhoft is ober ich bin einer von die gude Orbeiter indem daß ich lange Johr mit meine eigne Händ viel geleistet hob und jetzen uf meine alte Täg die geischtige Orbeit cultivaten tu. Mit meine Händ hon ich im russischen Milidär den Mischt aus dem Stall gefohre wo doch das Milidär viele Geil hot ober keine faule net ober sie sein alle sehr feirig gewest und mir hen gude Reider sein gemießt. Bevor daß ich Unneroffizier worde bin hon ich schon Mischt von fremde Geil gefohre wo unsre Bube net mehr den Mischt von die eigne Geil fohre wollen ober uf den Tanz wollen sie alle Freitäg wo ich ober als kadolischer Voter die Freitagstänz unnerbiete tu und unser Poter tut's auch. Nochher bin ich Unneroffizier worde, liebe Leit, und ich hon kein Mischt mehr gefohre ober ich hon zu die anre gemeine Soldat die orders und comandos gebe fier uf den Mischt rauszufohre vonwege weil es sich net fier einen Unneroffizier paßt indem daß er doch die authority besietze tut was eine große responsibility is. Ober die comandos is auch eine Orbeit indem daß der Unneroffizier selle Sproch und selle expressions lerne muß wo ein Unneroffizier usen tut ober ich tu selle expressions net uffschreibe vonwege weil sie russisch sein und auch manchmol gegen die zehn Gebot.

Noch meine Milidärzeit wo ich mit Ehre abgeserved hon und Metall uf meine Brust vonwege meine Ehrlichkeit und Tapferkeit bekomme hon, bin ich zum ehrlichen Farmwertschofte und zum Schustre iebergange wo ich mit meine eigne Händ geschoft und mein tägliches Brot verdient hon was meine Pauline wo mein Weib is mit eigne Unnerschrift uffweise kann indem daß ich niemols net ein fauler Menscht gewest bien ober ich hon geschofft und heit wo's mit die Händ net mehr geht vonwege mein ehrliches Alter tu ich mich geischtig beschäftige indem daß ich einer von die beschte geischtige Mitorbeiter vom Mariabot bien ober ich will keine Bezohlung net indem daß der Poter vom Mariabot net zohle kann ober ich orbeit fier die kadolische Kerch.

Vonwege meine vielige Orbeit mit dem Geischt wo sehr hard is hon ich bei mich gedenkt, Seppel, hon ich gedenkt, du mußt ein rest hon und einen guden holiday indem daß die Hietz den Menschen faul mocht. Selles hon ich uf den Obend ieber meine Pauline repeated und ich hon noch anre arguments zugebe fier um dem Weib uffzuweise wie important daß so ein rest fier einen geischtigen Orbeiter is. Ober mein Weib, wo sich Pauline schreibe tut, hot mir gleich zurieckgebe, Seppel, hot sie zurieckgebe, ich tu mich uf dich auskenne und ich tu suspecten das du uf einen trip gehn willst was wellen trip du ober net mochen werst indem daß du schon plenty trips in deinem Leben g'mocht host ober du werst dahom bleibe.

Liebe Leit, ich muß reporten daß ich und die Pauline zwei Stunde gedisputiert hen und sell is die Wohrheit indem daß die Weibsleit net nochgebe wolln ober der Hausvoter muß viel Getult uffbringe bis daß das Weib agreed besunners wenn der Mann uf ein trip fohre will und wenn die Weiber suspecten daß der Mann arg good time hon werd und das Weib muß daham schoffe und die Kinner und die Farm watsche was ich net approve indem daß der Mann sein gudes Weib auch uf die trips nähme soll was welle theory ich der Pauline explained hon und ich hon g'sogt, Pauline, hon ich g'sogt, selles is meine chriestliche Ieberzeugung,

ober dies mol bleibst daham vonwege weil ich unnerschiedliche Leit visiten will wo meine stories im Mariabot lesen und ich muß mich zu sie bekannt moche wo eine arg schwere Orbeit is was du net mehr ständen kannst ober ich will ein g'sundes Weib hon aus was weller Ursach du daham bleibe werst.

Liebe Leit. Mit sollem argument hon ich ein mistake gemocht indem daß die Pauline gleich geschiempft hot und geargued wie daß ich allemol allein fohre will was ober net wohr is indem daß ich sie allemol mit uf den trip g'nomme hob ober manchmol bien ich auch allein gefohre.

Anyway, liebe Leser und Leserinne, die Pauline hot mir doch permission fier uf den trip gebe und ich bin gleich h'naus uf die Farm zu meinen Aeltsten und ich hon ihm die orders gebe fier uf den nächsten Tag die car zu riechte vonwege weil mir uf ein trip gehn. Mein ältster Bub wo das vierte Gebot gut observen tut und die trips gleicht hot gleich zug'sogt ober sein Weib, wo die Josephine is, hot zurieckgeargued und sie hot ieber mich g'sogt wie daß das vierte Gebot fier uf die Eltren is und uf den eignen Voter und die eigne Mutter ober net fier uf den Schwiegervoter, und ich hon g'sogt, Madel, hon ich g'sogt, nehm doch deine Vernunft unner consideration und sog kein dummes Zeig net ober ich werd dir sofort das vierte Gebot explainen indem daß es auch fier uf deinen alten Schwiegervoter is wo unnerschiedliche important Besuche unner die Leit vonwege seine geischtige Mariabotarbeit unnernehme muß. Und nochher hon ich mich hing'huckt und hon der Josephine das vierte Gebot explained wo ober net viel g'holfe hot vonwege weil sie allemol g'sogt hot, der John — was weller John mein Aeltster is und der Josephine ihr Mann — der John fahrt net.

Selle troubles hon ich net expected erscht von meine Pauline und nochher von meine Schwiegertochter ober ich hon einfach net nochgebe bis daß die Josephin agreed hot und mein Aeltster is gleich in die town g'fohre fier um die car uffzurichte mit Gas und oil was heitzutag siendhoftes Geld kostet ober desch muß der Mensch hinnähme und ich hon mein mind abgemocht wie daß der trip gemocht werd.

Uf den nächsten Tog sein mir auch losgefohre und es diesen Summer gewest wo mir 1949 schreibe. Mir sein zu viert gewest indem daß mein Aeltster der driver gewest is und zwei von meine beschte und treiste Freind sein mit uns gefohre. Mir hen uns die Ernt gut ang'schaut und in jedem district wo mir durchgefohre sein hen mir die Leit gefrogt wieviel Buschel das sie expecten ober ich muß soge das mir unnerschiedliche countries hen, selle mit gude Ernt und selle mit arg schlechte Ernt und Futer fiers Viech tun auch net alle Leit hen.

Mir hen uf unsren trip unnerschiedliche Päter b'sucht wo meine guden Freind wo mit mir getravelt sein arg surprised hot vonwege die große Ehr wo mir die Päter angeboten hen und meine Freind hon mit ihre eigne Augen g'sehen wie daß ich ein beriehmter Mann bien vonwege meine geischtige Orbeit ober die beschte reception hen mir bei der Margarete gefunne wo ich uf sellen trip gemiet hon. Solle Margaret hon ich noch net gekennt ober der Poter hot mich zu sie g'nomme und die Margaret hot gekriesche, is desch der Schusterseppel? hot sie gekriesche, und ieber ihre Bube hot sie gleich das comando gebe zwei von die beschte ruster zu kätschen fier um mir hamzugebe und Schmalz, tomatoes, Kraut, cucumbers und Butter hot sie mir auch mitgebe und sie hot ieber mich g'sogt: Schusterseppel, hot sie g'sogt, wenn wir zwei zusammenkomme wären dann wär das Gescherr im Haus gefloge vonwege weil Ihr ein Mann seid wo keine Ungerechtigket net stände kann und ich bin ein Weib wo auch keine Ungerechtigkeit net stände kann ober zwei rusters schenk ich Eich indem daß Ihr einen zu Eirer Pauline gebe mießt.

Ich hon mich lange mit die Margaret unnerhalte und ihren Garten hot sie mir auch gewiese sie hot ober net zugeloffe das ich ieber die fence jump ober sie hot ieber ihren Mann geschrien, tu doch 's Tor uffmoche du weißt doch net ob sich der Schusterseppel net die Hose verreist wenn er die fence jumpt, und der Margaret ihr Mann hot mir sofort die Ehre angeton und hot das Tor vom garden uffgemocht. Nochher mir supper g'hat und die Margaret hot uns alle pictures von ihre Familie und ihre Jugendzeit gewiese und ich hon bei mich gedenkt, die Margaret, hon ich gedenkt, hot ein gudes Herz, und ich werd ihr keine Beleidigung net antun ober ich werde die rusters, das Kraut, die tomatoes und die Butter accepten, wo doch heit alles so teier is und der Mensch sich freit wenn ein present bekummt.

Noch dem supper sein mir von Margaret fort und uf Battleford fier um den Mariabot zu b'suche was fier die Päter von Battleford eine große Ehre wor ober fier mich is es keine Ehre net gewest indem daß ich hinner die barn gange bien um mir die Farm von die Päter anzuschaun und hinner der barn is ein kleiner bull gestanne wo noch gornet alt

Maria Geburt

Josef Franzl, Kaplan

Grollend rollen die Donner über die Berge. Fahlgelb leuchten die Blitze und tauchen auf Sekunden das Land in unheimliche Helle. Klatschend und schwer fallen die Regentropfen zur Erde. Wer Vernunft hat und wem die heile Haut lieb ist, der sucht sich einen Schutz, ein schirmendes Dach, damit er aufatmen, Ruhe und Kraft holen kann, um wieder hinauszustürmen, den Weg zu vollenden und die Höhe zu erklimmen.

Aus den Gewittern des Lebens kommen wir zu dir, Maria! An allen Ecken und Enden der Erde grollen die Donner der Tiefe. Wir spüren nur zu deutlich, wie total ungesichert, wie in der Luft hängend unser Dasein ist, wie gänzlich ungeborgen und ungesichert unsere Existenz ist.

Und deswegen fliehen wir zu dir.

Es ist eine Flucht ins Glück, eine Flucht in die



gewest is. Der Poter hot ieber mich g'sogt: Paßt's uf, hot er g'sogt, seller bull is arg bös, ober ich hon zuriecgebe, ich fercht mich net von keinen bull. Desch is ober ein mistake gewest indem daß der bull mich net gefrogt hot ob ich mich fercht oder net ober er is gleich uf mich g'sprunge und ich bien fortg'sprunge und hob die direction gemießt indem daß ich net in die barn sprunge bien ober ieber die yard und der bull hot mich gechased bis das der Poter gesprunge kom und einer von die ehrfirchtige Brieder und die hon mein Lebe gesaved indem daß sie den bull fortgechased hon. Selles is ein großes exitement gewest und es paßt sich net fier uf die Ehre von einen alten Mann und kadolischen Schriftsteller von einen bull gechased zu sein. Und wie ich so gesprunge bien, liebe Leser und Leserienne, und wie mir so im Sinn gewest is wie daß der bull mich einige Zeit kaputtmoche kann, hon ich als guder Kadolik schnell Reu und Leid erweckt und ich hon bei mir gedenkt, da hoscht's vonwege weil du net uf deine Pauline g'hert hoscht. Ober diese story is doch noch gut verlaufe und ich werd Eich uf das näschte mol verzähle wie daß es mir wieder gange is indem daß ich mich heit glieclich consider daham zu sein, bei meine gude Pauline und in keinen danger net.

Da is die Uffweisung, liebe Leit, wie daß die geischtige Orbeit net so easy is wie das unnerschiedliche Leit es rede selle Orbeit is schwer und sie is mit viel Gefohr verbunne indem daß der kadolische Schriftsteller fier seine Orbeit von irgeneinen bull gechased werde kann und car accidents hen mir auch latsa ober wo einer ein kadolischer Schriftsteller is wie ich da muß man sich uffopfre und uf trips gehn was meine Pauline ober net glaubt indem daß sie sogt ein trip is keine Uffopfrung net ober ein pleasure ober ich hon sollermol in Battleford kein pleasure ne g'hot indem daß ich in Lebensgefohr gewest bien.

Liebe Leit, ich tu schliesse mit mit der promise Eich auch weider gude und wohre Geschichte zu verzähle indem daß ich mich gut uf die deitsche Sproch auskenn was alle Päter wo gestudiert hon ohne hesitation zugebe.

Eier getreier Schusterseppel,

kadolischer Schriftsteller.

Ruhe, in den Frieden, zur Mutter, zu ihrem guten Herzen. Wir großen Kinder handeln so, wie es die Kleinen machen. Wenn etwas in tausend Scherben zerbrochen ist, wo laufen dann die Kinder hin? Zum Vater zu treten fehlt meistens der Mut, aber zum Mutterherzen wagen sie zu gehen. Ihr sagen sie ihren Kummer und gestehen ihre Sorgen. Sollen wir großen Kinder es nicht auch genau so tun? Zur großen Mutter gehen wir. Sie soll uns zu Jesus führen. An Mutterhand geht es leichter. Bei ihr spüren wir den Donner nicht mehr so erschreckend, und die grellen Blitze können unseren Frieden nicht stören. Wir fühlen uns geborgen, gesichert; wir sind ja bei der Mutter!

Eine ernste Frage: Manche werden sie stellen und werden sich in vollem Rechte wähnen. Ist diese Flucht nicht Feigheit? Nicht ein Auskneifen vor dem ehernen Schritt der Tage, ein Ausbiegen vor den harten und unerbittlichen Forderungen des Lebens?

Nein!

Es ist eine Flucht zur Quelle der Kraft, eine Flucht des dürstenden Wanderers zum kühlenden Wasserquell, die Flucht des Hungernden nach Brot und Stärkung.

Von Maria gehen wir wieder hinaus in die Stürme der Tage, wandern wieder weiter die Höhenpfade unseres Lebens. Durch Maria zu Jesus, durch Jesus wiederum stark und froh hinaus in die Tage, und mutig und fest der Schritt nach oben!

Wie der Priester sich am Schlusse der Meßfeier umwendet und ruft: „Ite missa est!“ „Geht, es ist Sendung.“ Geht hinaus in die Welt, in das Leben, in euren Beruf als Christusträger, als neue Menschen, gestärkt mit dem Brote der Unsterblichkeit! so gilt auch für den echten Marienverehrer der Ruf: „Geht, es ist Sendung, bewältigt das Leben, spannt eure Kräfte, die Mutter hat euch gesegnet, ihr göttlichesKind euch gezeigt, das Licht, das Heil, die Sonne der Welt. Wandert nun die Wege weiter, die hohe Frau geht mit euch!

Steigt nun die Pfade hinan, die Tapfere geht euch voran! Bietet trotzig und mutig allem die Stirne, der Mutter verläßt euch nicht! Erhebet eure Häupter und schreitet stolz euren Weg, die Mutter ist bei euch! Nun ist die Scheu geschwunden, der Bann gelöst, nun sprechen wir frei mit unserer großen Frau. Kein Wunder, daß wir es jetzt wagen, nicht mehr „große Frau“, sondern „unsere Frau“, zu sagen, denn du gehörst uns und wir gehören dir.

Du bist wie der ewige Schnee auf den Gipfeln der Berge,
du bist der Tag, der kein Dämmern und keine Nacht hat,
du bist eine Sonne ohne Flecken und Makel,
du bist ein Königreich, das niemals einem anderen Hern als Gott dienstbar war,
du bist eine starke Festung, die keine Hölle noch überwunden hat,
ein Bergsee ohne trübe Welle, von Gottes Sonne durchleuchtet bis auf den Grund,
eine Lilie in zartestem, nie versehrtem Schmelz der Reinheit,
ein reiner Spiegel göttlicher Schönheit und Klarheit,
eine Arche, die ruhig und hoheitsvoll über die Fluten der Sünde schwebt,
ein Tabernakel von lauterstem Gold, bestimmt, das Allerheiligste aufzunehmen.
Nimm du das große Werk der Versöhnung auf dich, stelle uns deinem Sohne vor. Das ist die große Bitte an dich. Hilf uns, daß wir würdig werden der großen Liebe deines Sohnes, daß wir unsere hohe Würde nicht verlieren und vergessen!

Hilf uns, daß uns niemand die Königskrone vom Haupte reißt, die wir als Kinder des guten Vaters tragen dürfen und das schimmernde Diadem, das dein Sohn uns ums Haupt geschlungen, keine frevelnde Hand in den Kot zerrt.

Es ist ja der große Skandal zweier Jahrtausende, daß Christen auf jene große Würde vergaßen und ehrlos ihr Leben lebten!



Schön ist der Vöglein Lied, duftend der Blumen Kranz:
schöner als alles bist du, o Seele.
Dein ist die Ewigkeit, dein ist das Leben ganz,
dein ist das Glück ohne Fehle.



Der Hanserl

Von Marie Herbert

Weit draußen im Flachland, dem Sonnenglast und den Winden preisgegeben, lag der Zentralfriedhof.

Wenn man vor dem breiten, schmiedeeisernen, stets gastlich geöffneten Einfahrtstor stand und zurückschaute, dann sah die große Stadt ganz klein aus und die Riesentürme der Peterskirche waren nicht viel größer als zwei blaue Zuckerhüte, die man zwischen die Häuser gestülpt hatte — so schien es wenigstens dem Hanserl.

Der Hanserl marschierte am Ende der langen Reihe von Waisenkindern, die paarweise im Leichengefolge eines Wohltäters gegangen waren und nun den Heimweg antraten. Sie waren alle schwarz gekleidet, die Knaben und die Mädchen, und sahen sich merkwürdig ähnlich auf den ersten Blick. Wenn man besser acht gab, konnte man freilich frische, fromme und liebe Gesichtlein unter ihnen unterscheiden, aber auch viele, die schon von Laster, Krankheit und Entbehrung gezeichnet waren.

Der Hanserl war ein schmaler Knirps, vielleicht neunjährig, wetterbraun und sehnig. Sein schelmisches Spitzmausgesicht ertrank fast in der breiten schwarzen Tuchmütze mit dem blanken Wachstuchschild. Die langen Hosen schlotterten um die langen, dünnen Beine. Die Jacke war dem Kerlchen auch viel zu weit, sie hing über die Hände herab. Hanserl fühlte sich unbehaglich in der feierlichen Montur, er, der nie andere Kleidungsstücke besessen hatte, als ein kurzes, enges Leinwandhöschen und einen Fetzen von einem Hemd. Er war erst seit gestern Abend im Waisenhaus, und da er seit einem Jahr schon mutterlos war, hatte er sich das ungebundene Leben angewöhnt.



Ferne Tage grüssen.

Es war anfangs Juli, aber das Wetter war unangenehm. Die Sonne prallte ohne Erbarmen auf die unbeschattete Heerstraße. Ein scharfer Wind fegte von Osten über die Ebene daher und brachte große Wolken von atemraubendem Staub, welche die kleinen, schwarzen Gestalten einhüllten. Die weißen Hauben der beiden braven Vinzenzschwestern, welche den Zug führten, blähten sich auf, wehten und schlugen wie große Flügel. Die runden Mantillen wehten den kleinen Mädchen über die Köpfe, und ganz in der Ferne verschwammen die flatternden Trauerfahnen, welche die Meßbuben dem geistlichen Herrn vorantrugen.

Am Wege auf den Feldern wiegte sich das Korn stolz auf den Halmen. Zwischen ihren lichtgrünen Schäften leuchteten rote Mohnköpfe, Raden, Wicken und Mäuseohr.

„I möcht' Bleameln brocken", sagte der Hanserl zu seinem Nebemann, dem Georgi.

„Spinnst wohl, Hanserl! Dös derf mer nöt! Alleweil grädausmarschieren!"

„Nix derf mer!" grollte aufbegehrerisch der Hanserl.

Von der Höhe des Weges aus konnten die Waisenkinder die Donau sehen. Ganz nahe floß sie daher. Wie ein blaues, breites Band wand sich der schöne Strom durch Wiesen und Gelände.

„I möcht' an Donau! I möcht' angeln geh'n!" sagte der Hanserl — und urplötzlich schossen ihm die hellen Tränen in seine spiegelblanken Augen.

„Dös derf mer nöt!" belehrte wiederum der Georgi. „Solchene Kurzweil gibt's nöt da herinnen."

Nix derf mer! I kann's nimmer dermachen! I brenn' durch!"

Hinter dem Hanserl ging der Brandner-Sepp, der machte den Anwalt des Teufels. „Woaßt, Hanserl, wenn du's nimmer dermachen kannst, nacha schiebst oo ab."

Die Kolonne war eben bis an

die ersten schmalen Vorstadtgassen gekommen. Links tat das Kuhgasserl sich auf wie ein dunkler, unergründlicher Schlauch, das enge, lange Kuhgasserl, das an die Donaulände hinabführt. Da war's plötzlich, als habe der Wind den Hanserl gefaßt: wie ein schwarzes Blatt wehte er aus der Reihe und war im Handumdrehen im Kuhgasserl verschwunden.

„Dös ist a Hetz!" triumphierte der Brandner-Seppl, während dem Georgi, der etwas mehr Gewissen besaß, das Herz in die Kniekehlen rutschte.

Im Klosterhof des Sankt Vinzenzvereins stellte der Verlust sich heraus.

Fort war er, der Maurer-Hanserl! — spurlos verschwunden. Schwester Josepha und Schwester Agnes, die Führerinen des Zuges, gerieten in tausend Nöte.

Schwester Crescentia, die Vorsteherin, führte das Verhör. Ihre Augen blitzten bedrohlich, als sie fragte:

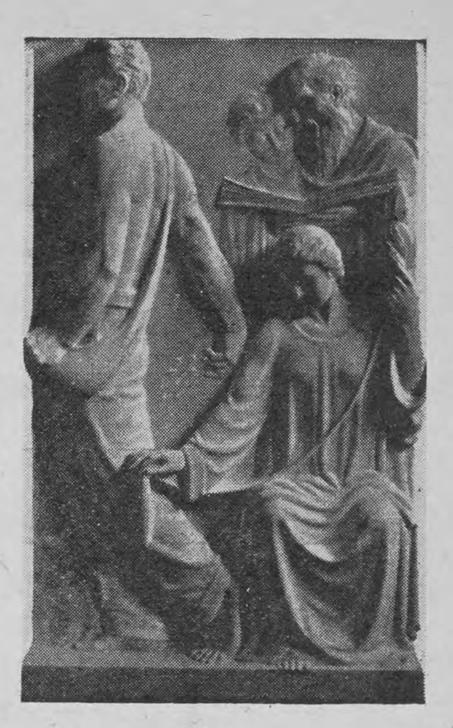
„Georgi, neben dir is der Hanserl marschiert. Hast'n ebba davonlaufen seh'n?"

„Na, na, würdige Mutter. Mit oans war der Hanserl nimmer da. Akurat so, als wenn ihn der Erdboden verschluckt hätt'."

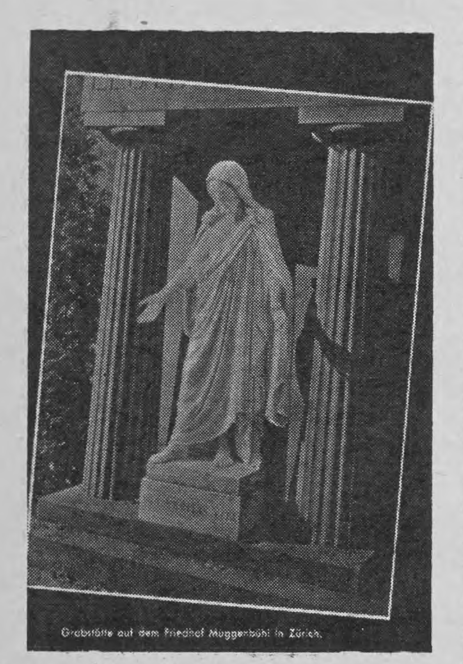
Weiter war nichts aus dem Knaben herauszukriegen.

„Wird schon wiederkommen, der Durchbrennte!" sagte Schwester Crescentia, die es sehr gut mit dem Hanserl gemeint hatte und seine Flucht ernstlich übelnahm.

Schwester Crescentia hatte die Waisenkinder lieb, aber Undank konnte sie nicht leiden. Sie war doch noch nicht so ganz eine Mutter, sonst hätte sie gewußt, daß junge Kinder keine Dankbarkeit kennen, sondern ihre Kindheit unbekümmert ausleben wollen, wie wir sie auch ausgelebt haben.



Fleiss.



Grabstätte auf dem Friedhof Muggenbühl in Zürich.

Indessen rannte der Hanserl in rasendem Galopp über das holprige Basaltpflaster des Kuhgasserl zur Donaulände hinab, wo sein täglicher Spielplatz gewesen war.

Es war alles wie sonst. Die großen fetten Tauben liefen vor den Lagerplätzen auf und nieder und pickten verstreute Gerste auf, die Sackträger kamen in langen Reihen von den Schiffen, und barfüßige Kinder schaukelten auf den gestapelten Dielen. Der Hanserl tat einen lauten Juchzer, als er der buntbewimpelten Schlepper, die am Kai ankerten, ansichtig wurde. Das ohrenzerreißende Pfeifen der Uferbahn, das Schnauben und Pusten der kleinen Baggermaschine erschien ihm wie liebliche Musik. Er setzte sich auf einen Prellstein, zog eiligst Schuh und Strümpfe aus, knotete sie zusammen und hing sie über die Schultern, dann wickelte er die Hosen auf bis übers Knie — und nun los! — dachte der Hanserl.

Unterm Brückenjoch auf dem spitzgemauerten Wellenbrecher saß auf einem Schusterdrebein der „hinkete" Jörgel und hielt wie allabendlich mit unentwegter Hoffnung auf einen schweren Fang eine Riesenangel in das vom gestriegen Gewitterregen noch getrübte Gewässer. Vom „B'schlacht" (Wehr) herüber tanzten die silbergrauen Schaumwellen und lachten den Jörgel aus. Neben dem Angler in einem Netze lagen drei handgroße, silberglänzende Barben und schlugen, nach ihrem Element schnappend, mit Flossen und Schwänzen an die trockenen Steine. Der Jörgel war ein Bursch an fünfundzwanzig Jahren. Beim Brückenbau war er zwischen zwei stürzende Schienen geraten, dabei wurde ihm ein Bein abgedrückt, und seitdem machte er seinen Mittag bei den wohltätigen Karmeliten, und abends zog er sich seine Nahrung aus der Donau. Der Hanserl und

der Jörgel waren „Spezeln“, denn solange der kranke Vater des Hanserl noch gelebt hatte, war der Bub ohne Aufsicht herumgefahren.

„Jörgel“, schrie der Hanserl, „da bin i!“

„Kruzitürken = Elementen!“ verwunderte sich der Jörgel und ließ die Angel ins Wasser sinken. „Bei meiner Söhl! Du bist's, Hanserl? Ja, grüaß di Gott. Wie bist denn auffikomma?“

Sei stad, daß neamd hört, Jörgel! . . . Durchbrennt bin i!“

„Da setz di nieder! Bist a sakrischer Bua! . . . Schau, Hanserl, da ist noch dei Angel!“ Und er deutete auf das Weidengesträuch, wo noch eine Angel versteckt lag.

Und dann saßen sie nebeneinander in phlegmatischem Stillschweigen wie alle Tage, der Hanserl und der Jörgel, und zogen selbander eine Menge kleiner, zappelnder Weißfische aus der Donau, während in der Mitte des Stromes die großen Waller (Welse) und Rechte ihnen zum Trotz sich aus der Flut emporschwangen und mit einem gewaltigen Plumps wieder verschwanden.

Das dauerte eine lange Zeit so, bis die Mondsichel am blassen Himmel sichtbar wurde, vom Abendrot her lange Glutstreifen ins Wasser fielen und die Fenster brannten wie feurige Essen. Da begann die Glocke von Sankt Emmeram ihr tiefes Nachgebet: Bam bam, Bim bam bam!

„Jetzt mußt hoam geh'n, Bua!“ mahnte der Jörgel, zog die Angel aus dem Wasser und brannte sich einen Glimmstengel an.

„Na na, Jörgel. I hab' gar so a sakrische Angst“, jammerte der Hanserl. „Ins Woasenhaus will i net.“

„Du mußt aber, Hanserl“, erklärte Jörgel kurz, packte sein Netz mit seinen zappelnden Fischlein auf und legte die Angel über die Schulter. „Behüat Gott.“



Der alte Baum.

Hanserl blieb unter dem dämmernden Brückenjoch sitzen und angelte weiter — aber es war ihm seltsam zumut, so gar verlassen.

Die Leute hatten ihre Arbeit eingestellt, Kinder schleppten große Bierkrüge aus den Kneipen in die Häuser, Rauch stieg aus den Schornsteinen. Nur die Uferbahn rangierte noch, und Wagen liefen polternd auf und nieder. Immer lustiger wurden die großen Fische im Fluß, ihre metallisch glänzende Rücken wurden sichtbar und verschwanden wieder, aber alle verachteten den kleinen toten Regenwurm an der Angel des Hanserl.

Die Dunkelheit sank schnell und schneller. Sie kroch langsam am Ufer über die noch goldig leuchtende Flut und weckte düsteren Schatten neben den Schiffen, sie kam heran bis ans Brückenjoch und setzte sich neben dem Hanserl: „Wo willst denn heute Nacht schlafen, Hanserl?“ fragte sie. „Hast ja koa Betterl nimmer, hast ja koan Vater und koa Mutter!“

Da glitt die Angel aus den Händen des Hanserl, und er fühlte, daß er Sehnsucht hatte nach seinem Betterl. „I möcht' hoam,“ sagte der Hanserl zu der Dunkelheit.

Aber die schüttelte den Kopf. „Kannst net hoam, Buberl. Bist a Woaserl! Mußt ins Waisenhaus. . . . Vorwärts! Eil di, eh d' Pforten verriegelt wird!“

Still setzte der Hanserl sich auf die Steine und zog Schuh und Strümpfe wieder an, und dann schlich er zurück durch Kuhgasserl, am bischöflichen Bräuhaus vorüber, durch die lange Ostengasse, in deren Häusern der Abendsegen gebetet wurde, und wo die Mütter die Betten für die müden Kinder aufdeckten.

Der eiserne Schellenring hing so hoch neben der Pforte des Waisenhauses, daß der Hanserl kaum hinauflangen konnte.

Endlich faßte er sich ein Herz, hüpfte und zog daran.

Schwester Crescentia war voll

Unruhe im Klosterhof auf nieder gegangen. Sie ließ den Flüchtling ein.

„Gott sei Dank!" dachte sie beim Anblick des Sünders, zog aber ihr Gesicht in seine strengsten Falten. Demütig, die gewaltige Mütze in der Hand, schlich der Hanserl herein.

„Grüaß Gott!"

Schwester Crescentia griff ihn an den Schultern und schüttelte ihn.

„Ja, Du Malefizlump, wo bist denn gesteckt?"

Der Hanserl zog zwei verendete Weißfischerl aus der Hosentasche und bot sie als Friedensgabe.

„Bin fischen ganga!" sagte er trotzig, während seine Lippen zuckten.

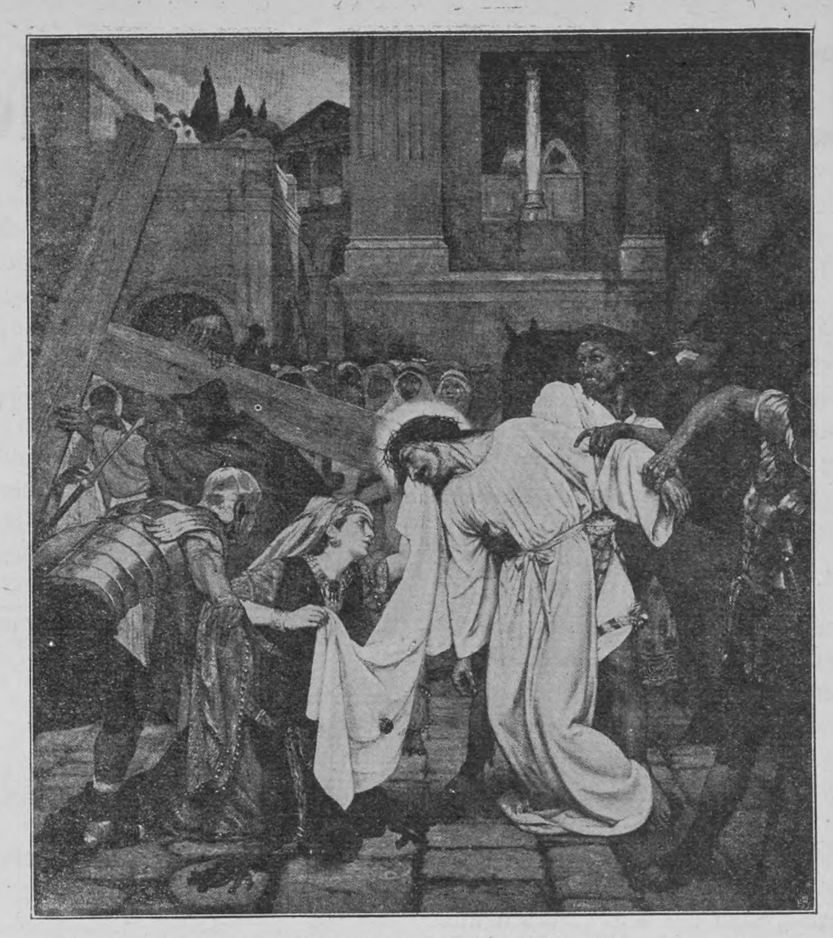
„Jetzt mirk auf, wos i sag', Hanserl! Du, wenn wieder fortrennst ohne Erlaubnis, nacha kimmst nimmer eini. Nacha kannst Klosterpforten von draußen zuklinken!"

Der Ton war nicht mißzuverstehen. Der Hanserl ließ die Mundwinkel hängen und brach in ein bitterliches Geheul aus. So schmerzlich hatte Schwester Crescentia noch keinen Buben weinen hören.

Weinend trottete er hinauf in den Schlafsaal, wo die anderen schon am Auskleiden waren und mit lauter Stimme beteten: „Beim Ablegen der Kleider denke ich an die schmerzhaften Geißelhiebe, welche Du empfangen hast, o gütiger Herr Jesus!"

Schluchzend kroch der Hanserl in sein Bett. Die Drohung der Schwester Crescentia hatte Eindruck auf ihn gemacht. . . . Wenn die Klosterpforten sich nimmer für ihn auftät: wo sollte dann hin?

Er heulte sich immer tiefer in seine Kümmernis hinein.



Das Tal nie endender Tränen.

Schwester Crescentia konnte das verzweifelte Kindergesicht des Hanserl nicht los werden. Nachdem sie ihrem Ärger Luft gemacht hatte, kehrte ihre alte, immer freundliche Gutmütigkeit zurück.

Armer Schiffel (Schelm), dachte sie. Is halt das freie Leben gewöhnt: kann sich nicht finden darinnen! Bin wohl recht z'wider gewesen mit dem Hanserl!

Sie stieg noch einmal die Stiegen hinan zum Schlafsaal der Knaben. Es war schon alles still. Das Mondlicht kam matt durch die weißen, gefälteten Klostergardinen und spielte über die vielen Lagerstätten verlassener Waisen.

Der Hanserl hatte das Deckbett über den Kopf gezogen, doch hörte man ihn schluchzen und schluchzen: I möcht' in Himmi eini. . . . I möcht' bei Mutterl!"

Da wußte Schwester Crescentia, was sie zu tun hatte. Leise ging sie zum Bett des Waisenkindes, schob ihre rauhe und doch in diesem Augenblick sanfte Hand unter den trotzigen Bubenkopf und sagte mit einer ganz weichen und lieben Stimmen:

„Sei stad, Hanserl. I will dei Muatta sein."

Das Kreuz ohne Herrgott

Warmer Sonnenschein umflutet die Häuser des Bergdorfes, zeichnet die Schatten der zitternden Blätter der Obstbäume auf die weißgetünchten Steinmauern der Untergeschosse und bräunt die Gangblume und Söller der Häuser. Von den ausgedehnten Fichtenwäldern führt der Sommerwind harzigen Duft in die Wohnstuben. Die hochragende Ruine des alten Ritterschlosses Gradenegg lugt versonnen über die Föhren herunter auf das Dorf, dem es den Namen gegeben hat. Tief im Graben treibt der rauschende Bach an Werktagen die klappernden Mühlen der Bergbauern. Heute ist Sonntag. Alles ruht; nur die Bienen sind summend an der Arbeit. Manchmal läutet eine Kuhglocke, oder ein helles Lachen aus einer spielenden Kinderschar fliegt auf.

Polterndes Fluchen aus dem Gasthaus ober der Kirche zerreißt die träumerische süße Ruhe des Sonntagsfriedens. Der Maurer-Fritz, ein bekannter Saufbold, hält dort seine unflätigen und gotteslästerlichen Reden. Wenn ihm jemand widerspricht, brüllt er wie ein gereizter Stier. Gegen Abend stolpert er aus der Türe und macht sich wankend auf den Heimweg. Die spielenden Kinder verstummen und drücken sich scheu an den Gartenzaun.

Der Betrunkene hält vor dem Wegkreuz an, stiert mit seinen geröteten Augen auf den Gekreuzigten.

Sein Gesicht verzerrt sich: „Ha, du! Was tust du da? — Verflucht will ich sein, wenn du mich noch einmal so anglotzst!"

An einer Scheune sind Backofenscheite aufgeschichtet; der Betrunkene reißt einen Prügel heraus und stürzt fluchend auf das Kreuz. Die Schläge des Wütenden sausen klatschend auf das Haupt und die Brust des Kreuzbildes nieder. Der Kopf wird abgeschlagen und rollt durch den Staub; die Arme brechen splitternd, der Körper rutscht, von den Fußnägeln gehalten, seitlich herdie Füße. Hohnlachend packt der ab. Ein neuer Hieb trennt auch Tobende den arm- und beinlosen Rumpf, wirft ihn auf die Schulter und torkelt davon. Blaß vor Schrecken schleichen die Kinder in sicherer Entfernung ihm nach, bis er zu seiner Wohnung kommt.

Da schreit er: „Daher gehört der hölzerne Herrgott!" damit wirft er den Körper in die Holzhütte.

Seit dem Sonntagabend steht das Kreuz ohne Herrgott am Dorfwege. Jahre vergehen; den Kreuzfrevler hat kein Strafgericht getroffen, obwohl ein paar betsame Frauen vorausgesagt haben: „Mit dem Maurer-Fritz wird es noch einmal ein schlimmes Ende nehmen."

Er ist der gleiche geblieben. Wie öfters hatte er an einem Sonntagnachmittag im Gasthause gezecht, bis es dunkel geworden war. Er beginnt über alles loszuziehen und stänkert die Anwesenden an. Bald kommt eine regelrechte Balgerei in Gang. Die Türen werden aufgerissen und die zwei Hauptstänkerer hinausbefördert. Kaum hat sich der Maurer-Fritz vom Boden aufgerafft, geht er auf den Gegner los. Der macht ein paar Sätze zur Scheune hin, reißt ein Backscheit aus der Holzlege und erwartet kampfbereit den Gegner. Den Anstürmenden trifft der wuchtige Schlag zwischen die Augen. Ein Klatschen, ein Aufschrei — ein gurgelnder Laut — die eilende Schritte des Flüchtenden — dann ist stille.

Nach geraumer Zeit kommen aus dem Wirtshaus die letzten Gäste. Der vorderste fällt in der Dunkelheit fast über den Körper des am Boden Liegenden: „He! Da liegt einer."

Streichhölzer flammen auf. Sie erkennen den Liegenden: „Der Maurer-Fritz ist's! Er liegt auf dem Bauch."

Alle lachen über einen solchen Rausch.

Einer dreht ihn um. „Die

Maria, führe mich

Von Margarete Seemann

Mach die Türen meiner Lider
zu und heiß mich horchend stehn.
Führ mich alle Gassen wieder,
wie man Blinde auf und nieder
heimgeleitet durch Alleen.

Bis die Schritte still verhallen,
bis ich nichts als Nähe bin
und in scheuen Intervallen
alle Fernen von mir fallen
wie die letzte Dienerin.

Dann hat Gott die Lippen offen,
wartet auf mein Angesicht.
Seine blauen Hände bauen
Wände um mein junges Licht.

Hirnschale ist ihm eingeschlagen worden!"

Das Lachen verstummt. Ausrufe und Fragen schwirren durcheinander.

Ein Mann ist niedergekniet und hat nach dem Puls gefühlt: „Der hat seinen Teil, der Raufbold. Da ist nichts mehr zu machen."

Der Mond tritt eben hinter den Wolken hervor und bescheint die Gruppe. Die Männer stehen stumm; sie sehen die aufgerissenen Augen des Toten krampfhaft verdreht, als suchten sie etwas.

Da sagt eine tiefe Stimme: „Er liegt unter dem Kreuz, von dem er den Herrgott herabgeschlagen hat. Schaut's die Augen! Ist's nicht, als ob er im Sterben nach dem Herrgott ausgeschaut hätt'?"

Die Männer heben den Körper schweigend auf und tragen ihn nach seiner Wohnung.

Als ich bei meinen seelsorglichen Wanderungsfahrten in das Bergdorf kam, erzählte man mir den Kreuzfrevel und den schrecklichen Tod des Frevlers. Allgemein sah man darin ein Gottesgericht. Auch den Ort ließ ich mir zeigen, wo der Frevler verlassen starb. Wie ein Warnungszeichen steht dort das Kreuz ohne Herrgott.

Karl Egger

Schuster, bleib bei deinem Leisten

Eines Tages war Ysaye, ebenso berühmt durch sein Klavierspiel wie durch seine beißenden ironischen Antworten, bei einem Millionär zu Gast geladen, der sein Vermögen in „Schuhen" gemacht hatte.

Wie es auch sonst so üblich ist, bat der Hausherr nach der Tafel seinen weltberühmten Gast um eine Probe seiner Kunst. Ohne besondere Begeisterung fügte sich Ysaye diesem Wunsche und spielte.

Nicht lange nachher gab der Pianist selbst ein Nachtmahl und lud dazu auch den Millionär ein, der sich im Kreise auserwählter Menschen außerordentlich wohl fühlte.

Als nun alle beim Kaffee saßen und jeder seine Havanna genoß, brachte Ysaye plötzlich ein Paar zerrissener Schuhe zum Vorschein und überreichte sie dem Millionär.

„Ja, liebster Meister, was soll ich um Himmels willen damit tun? fragte der Millionär erstaunt.

„Als ich kürzlich die Ehre hatte, Ihr Gast zu sein, baten Sie mich, etwas vorzuspielen, und daher bitte ich Sie heute nun, mir meine Schuhe zu besohlen," sagte Ysaye todernst.

„Unser Meister ist doch immer originell, nicht wahr, meine Herren," mit diesen Worten zog sich der Millionär aus der Schlinge.



Acker im Herbst

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter



Fortsetzung.

„Was wird das nur werden?“, meinte Herr Markus sich setzend.

„Was denn?, fragte Manuel Pedro ruhig.

Franz stand noch immer in der Mitte der Küche.

„Franz“, wandte Herr Markus sich an den Jungen, „wird die Gottesmutter nächste Woche ganz bestimmt kommen?“

„Sie hat gesagt, sie werde kommen. Wenn sie es gesagt hat, wird sie auch kommen.“

Jacinta erhob sich langsam und stellte sich neben Franz.

Sinnend schaute Herr Markus auf die zwei Kinder.

„Euch Kindern ist das Leben leicht. Uns Großen macht es der Herrgott schwerer“, sprach er nach einer Weile.

In der Stille, die darauf folgte, kamen dem Pfarrer die Heilandsworte in den Sinn: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!“ Sie brachten ihm aber keine Erleuchtung. Das „Werden wie die Kinder“ ist eines der allerschwersten Dinge. Rein sein und unschuldig wie die Kinder, ja, das ist wohl das Schönste, was man an Lebensschätzen durch diese Welt tragen kann. Aber — denken und sinnen und trachten und glauben wie die Kinder, scheint uns gegen alle Vernunft zu gehen. Der Verstand plagt mit Gedanken und mit tausend Fragen. Er glaubt nicht, bis er alles sieht, oder bis er alles glaubt mit dem Glauben der Kleinen und der Heiligen.

Gegen diesen Glauben straubt er sich jedoch, denn er fühlt sich erwachsen, und nicht Kind.

Das aber ist eben die unerkannte Krankheit des Menschen: Daß ihn das Geheimnis der Kindschaft Gottes nicht reizt, und daß er erwachsen sein will auch vor Gott.

Herr Markus fühlte dieses Denken ihn plagen. Sein Gesicht zuckte nervös. Mit großen Augen schauten Franz und Jacinta auf den Priester. Die kleine Jacinta wollte wohl trösten, als sie halblaut sagte:

„Wenn die heilige Maria am 13. wiederkommt, wird alles gut werden.“

„Ja, das ist schon wahr“, murmelte Herr Markus, „wenn sie kommt, muß alles gut werden.“

„Sie wird dieses Mal ein großes Wunder wirken“, sprach Franz da vorsichtig.

„Es werden aber keine Menschen da sein, dieses Wunder zu sehen“, antwortete Herr Markus darauf.

Franz schüttelte den Kopf:

„Die heilige Gottesmutter hat gesagt, daß dieses Wunder den Menschen zeigen soll, wie wahr alles ist. Wenn die Menschen es sehen sollen, dann wird die heilige Maria die Menschen auch herbringen.“

Lächelnd schaute Herr Markus auf Manuel Pedro: „Mit Kindern kann man sich nicht streiten. Denen ist alles so einfach und so klar, sie kennen das Leben eben noch nicht.“

„Gott ist das Leben“, sprach Jacinta da.

Herr Markus fuhr herum und schaute lange auf das Mädchen.

„Bei meiner Seele, das ist wahr. Gott ist das

Leben, und wer Gott kennt, kennt das Leben. Der kennt alle Helle und alle Dunkelheiten des Lebens. — Woher weißt du das, Kind?"

„Das hat uns der hochwürdige Herr Faustino erklärt", gab Jacinta zurück.

Herr Markus erhob sich. Das hatte der Herr Erzpriester Faustino den Kindern erklärt. Der Herr Faustino hatte den Kindern jedoch nicht beigebracht, dieses als Antwort auf die zweifelnden Gedanken anzuführen, die ihm, dem Pfarrer Markus, während der letzten Tage so viel Plage schufen.

„Gott ist das Leben!" Das war sie ja, die Weisheit des Kinderglaubens.

„Gott ist das Leben", wandte Herr Markus sich an Manuel Pedro. „Wenn wir das nur im Sinn halten könnten, Manuel Pedro, immer, zur Tageszeit und zur Nachtzeit. Wir glauben ja daran. Aber, wißt ihr, Pedro, das Übernatürliche am Leben Gottes, das Hohe am Leben Gottes ist uns viel zu fremd geworden. Wir sind nun schon so, daß uns das Glauben an das Übernatürliche fast unnatürlich vorkommt. Wir glauben an die Menschwerdung Jesu Christi. Wir betrachten es als wirklich frohe Botschaft, daß er kam, uns zu segnen, zu heilen, zu speisen und alles andere Gute zu tun. Je menschlicher der Heiland ist, um so lieber ist er uns. Daß er aber auch göttlich ist, daran denken wir selten. Jawohl, wir glauben an die Götlichkeit Jesu. Glauben wir aber ganz lebendig und ganz überzeugt, daß er des Göttlichen und nicht des Menschlichen wegen zu uns kam? Versteht Ihr mich, Pedro? Es ist schwer zu sagen, was ich sagen möchte. Seht Ihr, die Sache ist so: Wir möchten Gott immer vom Himmel herab zu uns auf Erden ziehen, damit er segne und segne und noch einmal segne, auf daß es uns gut gehe auf Erden, und wir nachher noch die ewige Seligkeit erreichen. Gott soll uns lieben ohne Ende. So sind wir. So aber ist die Sache falsch, Pedro. Das Wichtigste allüberall ist Gott, nicht der Mensch. Das Wichtigste am Heiland ist seine Göttlichkeit, nicht seine Menschheit. Und in der Religion ist es ganz genau so: Nicht, daß Jesus Mensch wurde, ist das Allerwichtigste. Die Menschwerdung Jesu, des Sohnes Gottes, ist nur ein Werkzeug, das Gott sich geschmiedet hat, um das Allerwichtigste zu vollführen. Und was ist das Allerwichtigste, Manuel Pedro? Was ist es? Daß der Mensch emporsteige zu Gott. Daß der Mensch so übernatürlich sehe und hoffe und liebe, wie die menschliche Natur des Heilandes das Göttliche immer vor Augen und im Herzen hat. Jesus ist ja richtiger Mensch geworden, Mensch genau so wie Ihr und ich. Seine Menschheit ist aber ein Herz und ein Sinn mit seiner Gottheit. Und dazu kam er auf Erden, damit auch wir ein Herz und ein Sinn mit Gott werden, nicht mit unserem natürlichen, sondern mit ganz übernatürlichem Herzen und Sinnen. Nur so kann der Mensch Gott verherrlichen. Und zur Verherrlichung Gottes sind wir erschaffen und erlöst, und dazu auch werden wir durch die Gnade geheiligt."

Herr Markus hielt inne. Er blickte auf den ihn groß anschauenden Manuel Pedro. Lächelnd meinte er dann:

„Gelt, Manuel Pedro, das ist Euch eine ganz fremde Sprache?"

Manuel Pedro sprach kurz:

„Sie meinen, Herr Pfarrer, wir sollen mehr auf das Göttliche und weniger auf das Menschliche am Heiland schauen."

„Nicht ganz so, Pedro", erwiderte Herr Markus. „Die Menschheit des Heilandes ist das Allerheiligste, das jemals in Fleisch und Blut auf Erden gelebt hat. Die Persönlichkeit dieses lebendigen Fleisches und Blutes ist göttlich. Darum beten wir den Menschen Jesus genau so an wie den Gott Jesus. Aber die Absichten Jesu Christi, Pedro, diese Absichten dürfen wir nicht zu menschlich machen. Und das haben wir getan. Wir sagen, Jesus sei unser Bruder. Wir sagen aber nicht, daß er unser göttlicher Bruder ist. Wir sagen, Jesus sei uns gleich geworden. Wir sagen aber nicht, wie gleich er uns geworden ist. Ist er ganz so wie Ihr und wie ich? O nein, Pedro, so ist er nicht. Da, wo in uns das Sündhafte steckt, das Teuflische, wißt Ihr, da ist in ihm das ganz rein Göttliche. Nichts Böses ist in ihm, und darin ist er uns ungleich. Darin ist er uns nicht Bruder geworden. Hier kommen wir jetzt an die Reihe. Jesus wurde uns Bruder im Fleische, damit wir ihm Bruder im Herzen, im Geiste, im Beten und in der Liebe werden. Er wurde Mensch wie wir, damit wir Sohn Gottes, Kind Gottes wie er werden. Nicht ganz Sohn Gottes, aber vergöttlichtes Menschenkind des Vaters im Himmel."

Herr Markus brach plötzlich ab.

„Was wollte ich eigentlich sagen?", fragte er, und diese Frage war weder an Manuel Pedro, noch an Mutter Olimpia oder eines der Kinder gerichtet. Herr Makus hatte sich selbst gefragt.

„Es ist alles so einfach, und doch so schwer", sprach er vor sich hin. Nach einer Weile griff er nach seinem Mantel. Während er sich ihn anzog, sagte er:

„Das Übernatürliche, Pedro. Wenn wir das immer im Sinne hätten. Übernatürlich sollen wir Gott anbeten, aus ganzem Herzen, mit allen unseren Kräften und mit allem unseren Sinnen. Das ist die Liebe, die Gott ehrt. Wenn wir das tun wollen, müssen wir erst ganz lebendig glauben, was Jacinta gesagt hat: Gott ist das Leben. Und Gottes Leben ist anders als unser Leben. Wer dieses andere Leben im Heiland sieht, und auch liebt, der kann so glauben wie die Kinder. So wie Jacinta und wie der Franz. Der findet auch Erlösung, hier auf Erden schon. Erlösung von Zweifeln und Plagen und vielen anderen Nöten."

„In den Himmel wollen alle, doch Gott lieben, hier auf Erden und im Himmel, ist nicht eines jeden Menschen Verlangen", sagte Manuel Pedro, dem Herrn Markus den Hut hinhaltend.

„Das ist es, Pedro, das ist es ganz genau. Die Menschen wollen in den Himmel, aber nur für sich, nicht für Gott."

„Möge Gott Ihnen Ihren Besuch und Ihre schönen Worte vergelten, Herr Pfarrer", sprach Manuel Pedro ernst. „Wir werden für Sie beten. Auch für den unglücklichen hochwürdigen Herrn Manuel beten wir alle Tage. Schade um diesen Priester. Gerade er hätte der Kirche so viel Gutes tun können. So viel Kraft und Wissen, wie dieser Priester hat, findet man nicht oft."

„Jetzt habe ich es!", rief Herr Markus laut, „jetzt habe ich es, Pedro! Gott geht seine eigenen Wege. Und seine Wege sind Macht und Herrlichkeit. Gepriesen sei die Weisheit und die Kraft des Herrn, Pedro, tausendmal gepriesen. Warum habe ich das auch nicht eher gesehen? Wißt Ihr, Pedro: Gott braucht niemanden. Er braucht keinen. Er baut seine Werke nicht auf menschliche Weisheit oder auf menschliches Können. Ja, er zeigt uns sogar, wie gebrechlich alles menschliche Wissen ist. Nichts ist es. Ohne mich, ohne den hochwürdigen Herrn Manuel, ohne den heiligen Franziskus, ohne jeden anderen tut Gott, was er schafft. Die Gnade Gottes, das Lieben Gottes ist alles, und wir sind nur dann etwas, wenn wir in demütiger Liebe dafür danken."

„Wie meinen Sie das", fragte Manuel Pedro unsicher.

„Ich meine, daß die Kinder recht haben. Die Gottesmutter wird nächste Woche hier sein. Auch wenn alle Priester und Bischöfe, selbst der Papst in Rom und alle Menschen der Welt anders sagen würden: Wenn Gott beschlossen hat, die heilige Jungfrau zu senden, dann kommt sie. Und wenn Gott beschlossen hat, durch Marias Kommen etwas Neues und Großes auf Erden zu bauen, dann wird dieses Neue und Große auch eines Tages da sein. Beten wir für den Herrn Manuel, Pedro. Aber glaubt mir: Gott braucht keine großen Köpfe, um seine Kirche auf Erden am Leben zu erhalten. Alle Köpfe aber, die großen, ganz gescheiten, wie auch die kleinen, unstudierten, brauchen Gott."

Mit hellen Augen schaute Herr Markus sich in der Stube um:

„Gott sei Dank, daß ich gekommen bin. Ich habe viel gelernt. Sehr viel. Gott segne und behüte euch alle."

Mit diesen Worten schritt der Priester zum Hause hinaus. Manuel Pedro und Familie schauten ihm erstaunt nach. Franz und Jacinta lächelten freudig.

Herr Markus eilte mit großen Schritten seiner Kirche zu. Es glühte und es brannte in ihm. Jetzt sah er, warum Gott die verdemütigende Geschichte des Hern Manuels zugelassen hatte. Jetzt wollte er seiner Zweifel wegen Abbitte leisten. Die heilige Maria war letzten Monat wirklich da. Er hatte ja selbst die Wunderzeichen gesehen, das Wölklein, und das veränderte Tageslicht. Die durch Herrn Manuel verschuldet und unverschuldet verursachten Ärgernisse waren kein Beweis, daß alles satanisch, unheilig oder sündhafter Aberglaube sei. Im Gegenteil: Es paßte ganz genau in die Pläne Gottes hinein. Wenn man nur die Augen aufmacht und übernatürlich zu betrachten sucht.

Herr Markus kniete lange in seiner Kirche und das Beten quoll ihm aus der Seele, so froh, so demutsvoll und frei wie seit langem nicht mehr. Er dankte Gott und er bat um die Gnade der Heiligkeit.

Als Herr Markus die Kirche verließ, kam ihm die Welt ganz anders vor. Fast fremd war sie ihm. Fremd, weil sie nichts, aber auch garnichts von jenen Freuden hatte, die er gerade eben im Gebet erleben durfte.

Da sah er die Margareta über die Straße laufen, die Erzfeindin der schwarzen Luzia.

Nachdenklich fuhr Herr Markus sich mit der Hand über das Kinn: „Eigenartig, da kommt die heilige Mutter Gottes zu uns, da geschehen Wichtigkeiten in meiner Gemeinde, vor denen alles andere doch Wind ist, und die Alltagssorge bleibt, als wenn nichts geschehen wäre. Da ist das Große, hier das

Kleine, dort das Hohe, hier das allergewöhnlichste Menschenelend, und alles kommt zu mir. Was ein Priester doch alles erleben muß. Allen alles sein können, hmm, dem Herrgott und den Menschen, der heiligen Maria und dem Lumpen Jose genau so wie der giftigen Margareta, dem Franz, den Mädchen, und allen anderen. Allen alles."

16

Am nächsten Morgen stand Herr Markus sinnend vor seinem Schreibtisch. Mächtige Falten gruben sich tief in seine wetterbraune Stirn und geräuschvoll fuhr seine Hand über das hartbärtige Kinn.

Herr Markus hatte das Brieflein des Herrn Manuel, das ihm heute zugekommen war, vor sich liegen. Herr Manuel schrieb, er sei bei den Schwestern der heiligen Dorothea, um seine Sachen zu packen. Er habe sich entschlossen nach Lissabon zu fahren und sich der erzbischöflichen Kanzlei zur Verfügung zu stellen.

„Alle Menschen sind gegen mich", schrieb er, „meine Mitbrüder, meine Vorgesetzten, meine Freunde, ja, fast ganz Portugal. Nur Gott allein ist mir noch Freund. Nichts, das einem angetan wird, keine Bosheit, keine Ungerechtigkeit, keine Verfolgung, darf von der Liebe Gottes trennen. So lehrt es Sankt Paulus und so glaube ich es. Wer mein Sinnen und Trachten mißdeutet, wer mich heute verwirft, soll sein Urteil vor Gott verantworten. Der Herr im Himmel weiß, daß ich es ehrlich meinte. Dieser Ehrlichkeit wegen werde ich jetzt einen Leidensweg antreten müssen. Ich fahre nach Lissabon. Die Buße, die meine Vorgesetzten mir auferlegen werden, macht mich dem Erlöser ähnlich. Er hat unschuldig gelitten, ich werde unschuldig leiden."

Ganz unten standen noch die Psalmworte geschrieben: „Nach deinem Heile schmachtet meine Seele, und auf dein Wort vertraue ich."

Herr Markus konnte keine rechte Freude an diesem Briefe finden. Sein junger Priesterfreund wird nun doch nach Lissabon fahren. Das Schlimmste beibt somit verhütet. Herr Manuel wird im Priesterstande bleiben. Andere haben es schon anders gemacht.

Herr Markus trat ans Fenster. Draußen herrschte böses Herbstwetter. Was der Wind da den sich duckenden kahlen Bäumen und den zitternd sterbenden Gräslein vorheulte, klang wie das schlimmste Hohnlachen aller Unfreundlichkeit.

Vor seinen versorgten Blicken sah Herr Markus den Hern Manuel vor sich stehen. Er sah das strenge, bleiche Gesicht mit den tiefglühenden Augen. Was ist wohl des Geistes Name, der aus diesen Zügen spricht? Unschuldig erklärt Herr Manuel sich, unschuldig vor Vorgesetzten und vor aller Welt.

Die Hände auf den Rücken legend, begann Herr Markus langsam in seinem Zimmer auf und ab zu wandeln.

Herr Manuel will also Priester bleiben. Aber aber! Der Weg zum wahren Priestertum ist weit. Das weiß man nicht. Daran denkt man nicht. Zu oft läßt man mit der Weihe alles fertig sein. Die Weihe stellt aber nur an Altar, und von diesem Altar kann man jeden Tag wieder fortschreiten. Fortschreiten nicht nur mit den Füßen, sondern auch mit seinem ganzen Denken und Lieben. Es kostet oftmals lange, bittere Priesterjahre, bis der Geweihte dort ist, wo er die Opfergabe des Altars nicht mehr als fremdes Gut betrachtet, von dem er nach dem Opferdienste wieder fortgehen kann. Es kostet meistens lange, bittere Priesterjahre, bis man wird, was man sein soll: Ein lebendes, unter den Menschen wandelndes Gedenken des Leidens und des Sterbens unseres Herrn Jesu Christi.

Herr Markus blieb stehen.

Ein lebendes Gedenken der Leiden und des Sterbens unseres Herrn, ein Memoriale Mortis Domini, wie der heilige Paulus es sagt.

„Nun bin ich selbst schon so viele Jahre Priester, und heute erst kommt mir dieser Paulussatz in den Sinn. Heute, während ich — an die Fehler eines anderen denke."

Schwer ließ Herr Markus sich in seinen Stuhl fallen. „Sorgen über Sorgen, und die größte aller Sorgen sollte ich mir selbst sein", knurrte er vor sich hin, und große Unzufriedenheit mit sich selbst begann sein Herz zu beunruhigen.

Eine lange Weile saß er so da. Dann kamen ihm wieder die Gedanken an den Herrn Manuel. Er griff nach dem Brieflein und las es noch einmal.

Sonderbar, wie Gott doch alles wirkt und waltet. Im Mai hatte Herr Manuel die Worte der ersten Sonntagsstunde des Breviers angeführt: „Glückselig, die da makellos des Weges ziehn", und Herr Markus hatte darauf geantwortet, daß die Morgenstunden des Breviergebetes vier Stunden haben, nicht nur eine. Da sei die Prim oder die erste Stunde, da sei die Terz, die dritte, dann die

Sext oder die sechste, und darauf noch die Non oder die neunte Stunde. Ein alter Priester hatte dem Herrn Markus vor langen Jahren einmal die Anfangsworte dieser Stundengebete erklärt. Herr Markus glaubte sie verstanden zu haben. Heute wurde es ihm geradezu kalt, als er an sie dachte. Die ersten drei Stunden waren am Herrn Manuel Wirklichkeit geworden. Wird nun wohl auch noch die neunte Stunde, die größte aller Stunden im Priesterleben, schlagen? Dem Hern Manuel, und auch ihm, dem Herrn Markus?

Eigenartig, wie es doch zugeht. Viele werden geweiht, und nach der Weihe gehen sie verschiedene Wege. Und dieser Wege gibt es eigentlich nur drei. Entweder wirft der Priester sich ganz in die Arme Gottes, oder er beginnt ganz falsch, ganz fern von Gott, was, Gott sei Dank, nur selten vorkommt, oder aber er beginnt ein Drittel mit Gott und zwei Drittel mit sich selbst.

Vor seine Priesterweihe hatte Herr Markus eine ganz besonders gute Beichte abgelegt. Wie ein unerfahrenes Kommunionkind, so hatte auch er dem Herrgott Riesenversprechen gemacht. Als es nach den Primizferien losging, meinte er immer noch den Segen dieser Beichte in sich zu fühlen. Und zwar so stark, daß er beim Anblick der vielen Menschlichkeiten, die er in Gemeinde und in den Pfarrhäusern sah, genau so wie Herr Manuel sich sagte: „Glückselig, die da makkelos des Weges ziehn".

Und dann ging es an die Arbeit. Ein gewaltiger Besen Gottes wollte er sein, ganz wie der Herr Manuel. Ein Besen Gottes, der einmal Ordnung schafft und allen Unrat kräftig fortfegt, der sich da in der Kirche Gottes angesammelt hat. Es muß reformiert werden. Reformiert rechts und links, reformiert unten, wo die Kleinen in den ersten Kirchenbänken sitzen, bis hoch hinauf, wo die Prälaten herrschen und die Bischöfe regieren. Alles muß anders, besser, gerechter, geordneter werden.

Still begann Herr Markus vor sich hinzulächeln. Er erinnerte sich seines ersten Eifers und der vielen Tage und Menschen, an denen er sich damals die Finger verbrannte. Gar bald mußte er erkennen, daß sich die Menschen nicht so leicht reformieren lassen. Bei den Kleinen ging es wohl noch. Die haben immer noch mehr Ehrfurcht, und besonders Furcht, als Stolz und Trotz. Bei den Großen ist es anders. Je größer an Leib und Würde, um so schwerer macht man es dem Reformer. Und je schwerer es geht, um so gewaltiger beginnt der Reformer dreinzuschlagen.

Mancher Priester hat bereits nach dieser ersten Priesterstunde den Kampf aufgegeben. Der eine aus weiser Erkenntnis, der andere aus Gefallen am breiten Wege. Sehr viele beginnen sofort mit der Terz, mit der dritten Morgenstunde des Breviers. Sie sehen, wie sich jeder gegen sie zu wehren beginnt, und sie merken nicht, wie selbst der Heilige Geist sich gegen sie stellt und fast mit denen mitzumachen scheint, die man reformieren möchte. Jedenfalls stellen sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten ein. Man macht sich unbeliebt, man wird unter Mitbrüdern und in den Stuben der Vorgesetzten zum unheiligen, zum bösen Geist gestempelt, den man im Auge halten müsse, und alles geht schief. Dem Reformer wird es heiß zumute. Tapfer schlägt er jedoch weiter drein, und wenn er betet, meint er: „Gib mir zur Richtschnur deiner Vorschrift Weg, ich will beschreiten ihn bis an mein Ende!"

Vorschrift ist ihm alles. Er kennt sie wohl, die vielen Gesetze und Gesetzlein, die da gehalten werden sollen, und eifrig studiert er, was Moral und Kirchengesetz zu gunsten seiner Meinung sagen.

Je mehr er jedoch diese Vorschriften studiert, um so schlimmer beginnt in ihm der andere, der tiefer greifende Teil der schönen Gotteslehre in Vergessenheit zu fallen. Er vergißt das Leben, das aus dem Dogma quillt und das geradeaus zur Quelle alles Lebens führt.

Ist man einmal so weit, dann macht der Heilige Geist ganz bestimmt nicht mehr mit. Dann beginnt dieser Heilige Geist gar selbst noch Schwierigkeiten zu machen, denn er läßt sich nie und nimmer von Menschen führen, sollten sie auch noch so stark in ihrem Priestertum stehen, ja selbst wenn sie die allertüchtigsten Kenner der Moral und des Kanonischen Gesetzes wären. Der Heilige Geist hilft nur da, wo man sich führen läßt, wo man ihn voll und ganz wirtschaften läßt. Und seine Wirtschaft folgt ganz einfachen Gesetzen.

„Ja, ganz einfachen Gesetzen", sprach Herr Markus wieder einmal laut vor sich hin. „Miß an dir, was dir an anderen zu menschlich und zu unpriesterlich vorkommt. Miß noch viel weiter und tiefer als du an anderen mißt. Dann hast du es!"

Von der Terz bis zur Sext dauert es manchmal ein ganzes Priesterleben, manchmal kürzer. Es kommt auch schon vor, daß die Sext vollständig ausfällt. Sie beginnt mit den Worten, die der Herr Manuel in seinem Brieflein angeführt hatte: „Nach

deinem Heile schmachtet meine Seele, und auf dein Wort vertraue ich."

Glücklich der Priester, der nach Gottes Heil schmachtet. Glücklich der Herr Manuel, daß ihm dieser Wunsch noch aus dem Herzen schreit.

In der Sext ist aber immer noch nicht das Wort Gottes gemeint. Jedenfalls nicht so, wie Gott selbst es versteht. Herr Manuel hält sich für unschuldig. Alle anderen urteilen falsch, behandeln ihn ungerecht, wirtschaften unrecht in der Kirche herum, nur sein Denken und Richten gilt ihm als Richtschnur. Gäbe man ihm heute freie Hand, er würde wirklich hinlaufen und jedem mit Exkommunikation drohen, der ins Irenental zu gehen wagte! Nun will er hingehen und leiden — wie Jesus. Und Gott soll ihm das Wort seines Trostes geben! Gott tröstet aber nicht, solange der Mensch sich nicht beugt.

Dieses Beugen kommt jedoch erst zur Stunde der Non, zur neunten Stunden des Priestertages.

Herr Markus erhob sich von seinem Stuhl.

Was ist das nur mit dieser neunten Stunde?

„Gar wunderbar sind deine Zeugnisse!", jubelt sie. So hatten vielmals Menschen gesprochen, denen eine besonders große und besonders unverdiente Gnade von Gott kam. So hatten Sünder gesprochen, die durch des Herrn Markus Wort Gottes Verzeihung und Gottes Frieden wiederfanden. So hatten Leute ihm gesagt, die aus großer, verzweifelnder Not plötzlich einsahen, warum Gott ihr Gebet um Hilfe nicht so erhören wollte wie sie es wollten — weil Er ihnen Größeres, Schöneres schenken wollte. So hatte auch einmal ein Priester laut geweint, der aus tiefem Leid der Sünde und des ihm angetanen Unrechtes Erhöhung fand, die er nicht erwartet hatte.

Was ist nun diese neunte Stunde so richtig?

Herr Markus sann hin und er sann her. Es wollte ihm aber nicht gelingen, sie in Worte zu fassen. Sie ist nicht menschlich. Da spielt Gott das A und das Z, wie er im ganzen Priesterleben das A und das Z spielen will.

„Weiß der Himmel", blieb Herr Markus grübelnd stehen, „mir kam diese neunte Stunde noch nicht. Darum kann ich auch nicht sagen, wie und was sie ist. Pfarrer Markus, Pfarrer Markus, du mußt dich an die Arbeit machen. Die Stunde läuft, und Gott kommt immer näher."

Da polterte es gewaltig an seine Tür. Bevor Herr Markus zum Eintritt einladen konnte, stürzte seine Haushälterin herein, gefolgt von zwei Bauern:

„Der Jose ist am Sterben, Herr Pfarrer, er ruft nach Ihnen!", eiferte die Wirtschafterin erregt.

Dem Herrn Markus lief es eiskalt über den Rükken. Wie angewurzelt blieb er stehen.

„Schnell, Herr Pfarrer, es drängt", warnte einer der Bauern. „Der Jose liegt draußen an der Landstraße. Der hochwürdige Herr Manuel ist bei ihm."

Herr Markus sprang zur Tür hinaus. Er griff nach Mantel und Hut und eilte zur Kirche hinüber. Kurz darauf saß er in einem Wägelchen, den hohen eucharistischen Herrn mit beiden Händen an seine Brust drückend. Er konnte aus lauter Aufregung nicht beten. Der Jose am Sterben! Und der Herr Manuel bei ihm! Da irgendwo draußen auf der Landstraße. Was ist nur los? Jetzt konnte er nicht fragen. Wenn der Priester das Allerheiligste bei sich hat, darf er keine Unterhaltung mit Leuten führen.

Draußen auf der Landstraße stand der Wagen des hochwürdigen Herrn Manuel. Etwas abseits, in graue Decken gehüllt, lag der schwerschnaufende Landstreicher. Man hatte ihn unter niedriges Gebüsch gelegt, um ihn vor den kalten Winden zu schützen.

Herr Markus beugte sich über Jose.

„Der Herr Manuel hat mich schon losgesprochen", flüsterte der Landstreicher. Er versuchte zu lächeln. „Geben Sie mir die Wegzehrung, Herr Pfarrer. Es geht zuende. Die heilige Oelung brauche ich auch."

Herr Markus sprach die Worte der Sündenvergebung über Jose. Tief gebeugt knieten Herr Manuel und drei Bauern im Staube des Landes, während Herr Markus dem immer kürzer atmenden Jose den Herrgott hinreichte und darauf die letzte Salbung gab.

Dann wurde gebetet. Herr Markus sprach den Dank nach der hochheiligen Kommunion. Als er damit zuende war, schaute er auf Jose.

„Die Sterbegebete auch noch, Herr Pfarrer", flüsterte der Landstreicher, „machen Sie mich ganz fertig, ich stehe vor meiner letzten Reise."

Herr Markus betete laut, der hochwürdige Herr Manuel, die drei Bauern, und auch Jose antworteten ihm.

„Danke auch, Herr Pfarrer", versuchte Jose wieder einmal zu lächeln, als Herr Markus sich von seinen Knien erhob. „Der Herrgott hat es nicht gewollt. Ich darf den 13. Oktober nicht mitmachen. Ich bin zu schlecht, Herr Pfarrer, viel zu schlecht."

„Was ist denn los? Was ist denn geschehen?", fragte Herr Markus mit starkem Herzklopfen.

„Ich habe ihn auf der Landstraße gefunden", wandte Herr Manuel sich da an den Pfarrer von Fatima. „Nicht weit von Ourem hat er dicht neben der Straße unter Bäumen gelegen. Ich war auf dem Wege zur Bahnstation. Ich wollte nach Lissabon. Als ich ihn in diesem kalten Winde auf nacktem Boden liegen sah, ließ ich halten. Ich wußte nicht, wer es war. Jose war halb bewußtlos, als wir ihn fanden. Wir wollten ihn nach Fatima nehmen. Das Fahren scheint die Sache aber noch schlimmer gemacht zu haben. Jose konnte kaum noch atmen. So mußten wir denn hier halten. Wir wollten warten, bis der Anfall vorüber sei. Jose scheint eine schwere Lungenentzündung zu haben Man hätte ihn in Ourem behalten sollen. Vor einer viertel Stunde sah es so aus, als ob er vor seinem letzten Atemzug stände. Da habe ich Sie schnell rufen lassen."

Herr Markus kniete neben dem Landstreicher nieder. Sich die Brille zurechtschiebend fragte er:

„Fühlst du dich jetzt besser, Jose?"

Jose fuhr sich mit müder Hand über das Gesicht. Dann sprach er mit weitgeöffneten Augen:

„Oft bin ich die Straße von Lissabon nach Fatima gelaufen. Das ist ein langer Weg. Ihr kennt doch die zwei großen Kirchen, die an dieser Straße liegen. Es sind schöne Kirchen. Reiche Kirchen. Die Priester sagen, es seien keine Kirchen, sondern Basiliken. Sie sind so schön, daß ein Lump wie ich dort garnicht hineinzugehen wagt.

Warum ist die heilige Gottesmutter nicht dorthin gegangen? Zu den reichen Leuten, die so hohe Schule haben? Warum kam sie nach Fatima, wo garnichts ist? Warum kam sie zu den Kindern, die doch garnichts wissen? Zu den Kindern, die so einen Lumpen zum Freund haben wie ich es bin?"

„Jose", mahnte der Herr Manuel etwas streng, „denke jetzt nicht an solche Sachen. Erwecke Reu und Leid, und bete. Du weißt, jeder Mensch hat viel abzubitten."

Der Landstreicher wandte sich dem jungen Priester zu. Sein Atem schien regelmäßiger zu gehen.

„Ich habe vieles abzubitten, Herr Priester. Aber der Herrgott lügt nicht. Warum zeigt sich die Gottesmutter Kindern mit zerrissenen Hosen und schmutzigen Fingern, wie der Franz? Warum nicht den Predigern, den Doktoren und Pfarrern?"

Herr Manuel schaute bedeutungsvoll auf den Herrn Markus. „Delirium", flüsterte er.

„Das ist kein Delirium, Herr Pfarrer", gab Jose zurück, „ich kenne diese lateinischen Worte. Ich bin viel in der Welt herumgekommen. Ich weiß ganz genau, was ich sage. Der Herrgott lügt nicht, Herr Manuel. Er weiß, daß ich sehr viel gesündigt habe. Der Herrgott kann mir aber nicht abstreiten, daß ich ihn auch geliebt habe. Das kann er mir nicht abstreiten. Die heilige Maria hat mir diese Liebe gebracht. Sie ist nicht zu den Basiliken gegangen, sie ist hierher gekommen, zu uns. Hierher, wo der alte Jose gelebt hat. Und, Herr Pfarrer", wandte er sich an den Herrn Markus, „damals, wissen Sie, als mich der Ludwig vor Ihrer Haustür liegen fand, damals hatte ich mich wirklich nicht selbst betrunken. Die Kerle haben mir den Schnaps mit Gewalt eingegossen. Wirklich, Herr Pfarrer."

„Schon gut, schon gut", murmelte Pfarrer Markus. „Ich weiß alles. Du bist ein guter Kerl, Jose. Du wirst schon in den Himmel kommen."

Da wurde Jose wieder unruhiger. Kalter Schweiß begann sich auf seiner Stirn zu zeigen. Das Atmen wurde immer schmerzhaftiger.

„Holt die Kinder", ächzte er.

„Nimm dir Zeit, Jose, wir warten bis der Anfall vorüber ist", suchte Herr Markus ihn zu beruhigen. „Wir nehmen dich dann sofort nach Fatima und stecken dich in ein warmes Bett. Die allerbeste Pflege sollst du haben. Das verspreche ich dir".

Während Herr Markus so sprach, hob er Jose's Kopf in die Höhe. Unbeholfen klopfte und schob er die Decke zusammen, auf der des Landstreichers fieberndes Haupt lag.

„Holt die Kinder", flüsterte Jose noch einmal. „Es geht zuende, Herr Pfarrer. Auf der Landstraße habe ich gelebt und gesündigt, auf der Landstraße habe ich von der Lieben Frau von Fatima gehört, auf der Landstraße will ich auch aus Buße für meine Schlechtigkeiten sterben. Grad von der Landstraße soll mich der Herrgott holen. Der Herrgott lügt nicht."

Einer der Bauern schwang sich auf seinen Wagen und fuhr der Stadt zu.

Als Franz, Jacinta und Luzia zwanzig Minuten später neben Jose niederknieten, war es bereits zu spät. Jose konnte nicht mehr reden. Er mußte die Kinder jedoch erkannt haben, denn er schien ihnen zuzulächeln.

(Fortsetzung folgt.)

STUDENT BURSE

Als wir vor 6 Jahren die Student Burse begannen, wurde uns von verschiedenen Seiten ziemlich viel Unglauben entgegengebracht. Sechstausend Dollar will der Marienbote für die Erziehung armer Priesterstudenten aufbringen? Das ist unmöglich. Das bringt der Marienbote nie fertig.

Ja, das ist schon wahr. So etwas bringt der Marienbote nicht fertig. Bei Gott ist aber alles möglich. Das sehen wir heute wieder einmal, und große Freude erfüllt uns. Eintausend Dollar wurden der Student Burse vor nicht langer Zeit von einem guten Menschen geschenkt. Das bringt unsere Sammlung auf $5,279.62. Jetzt brauchen wir nur noch $720.38 und wir haben unsere sechstausend Dollar.

Sollten wir unsere Student Burse nicht schnell zuende bringen? Am ersten Oktober, am Beginn des Rosenkranzmonats, wird der Schriftleiter für alle Wohltäter der Student Burse eine heilige Danksagungsmesse darbringen. Merkt Euch bitte dieses Datum. Und betet mit dem Marienboten ein Danklied an Gott. Er ist gut. Das kleinste Glas Wasser hundertfach zu belohnen hat Er versprochen. Wie wird Er dann wohl erst deine Gabe zur Erziehung armer Studenten für das Missionspriestertum belohnen?

Bis jetzt gesammelt:	$4,267.62
Ein Freund, Regina, Sask.	2.00
Ein Freund, Regina, Sask.	10.00
Ein Freund, Grayson, Sask.	1,000.00
	$5,279.62

Noch zu sammeln: $720.38

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.

Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn!
Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.







